Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy**

Band (Jahr): **11 (1951)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Besprechungen — Comptes rendus

Aurelius Augustinus: Bekenntnisse. Vollständige Ausgabe, eingeleitet und neu übertragen von *W. Thimme.* Artemis-Verlag, Zürich 1950.

Die klassischen Bekenntnisse Augustins liegen hier in einer neuen vortrefflichen Übersetzung vor, in der die früheren deutschen Übertragungen sorgfältig berücksichtigt werden. Die Anmerkungen Thimmes sind mehr philologischer Art; wo sie das Verständnis der Sache zu fördern versuchen, halten sie sich nicht durchwegs auf der Höhe der von Augustin exponierten Problematik (so die zum 11. Buch). *H. Kunz*

Nikolaus von Cues: Über den Ursprung. De principio. Deutsch mit Einführung von *M. Feigl.* Vorwort und Erläuterungen von *J. Koch.* F. H. Kerle Verlag, Heidelberg 1949.

Neben der in der «Philosophischen Bibliothek» des Felix Meiner Verlages erscheinenden Reihe deutscher Übersetzungen der philosophischen Schriften des Nikolaus von Cues gibt nun Ernst Hoffmann mit den gleichen Mitarbeitern zusammen (und ebenfalls im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften) eine zweite Reihe von Übertragungen heraus, die jene «nach der theologischen Seite hin ergänzen» und auch die Predigten des Cusanus bringen soll. Davon liegt hier das erste Bändchen in guter Qualität vor. Es handelt sich um eine kleine, 1459 entstandene Abhandlung, die «sozusagen die Einleitung zu den Spätschriften des Cusanus» bildet und das Geheimnis des Gottessohnes, «der ebenso wie der Vater Ursprung von allem ist», zum Thema hat. Cusanus knüpft seine tiefsinnigen Spekulationen an den Parmenides-Kommentar des Proklus an. Sowohl die ausführliche Einleitung der Übersetzerin wie die sehr eingehenden und gründlichen, sich nicht auf die Quellen und die übrigen Schriften des Cusaners beschränkenden Anmerkungen und Erläuterungen Kochs fördern das Verständnis des nicht leichten Textes erheblich. *H. Kunz*

Henri Bergson: Zeit und Freiheit; derselbe: Das Lachen; derselbe: Denken und schöpferisches Werden. Aufsätze und Vorträge. Westkultur-Verlag Anton Hain, Meisenheim / Glan 1948.

Bei den ersten beiden Büchern handelt es sich um Neudrucke der alten, seinerzeit bei E. Diederichs-Jena erschienenen Übersetzungen, das dritte ist die (von L. Kottje besorgte) erstmalige Übertragung des letzten Werkes Bergsons ins Deutsche. Es enthält eine Reihe von früher publizierten Abhandlungen und Vorträgen (Das Mögliche und das Wirkliche, die philosophische Intuition, die Wahrnehmung der Veränderung, Einführung in die Metaphysik, die Philo-

sophie von Claude Bernard, über den Pragmatismus von William James, das Leben und das Werk von Ravaisson), wozu Bergson eine eigene, sehr ausführliche Einleitung schrieb, in der er die Quintessenz seiner Philosophie nochmals zusammenfassend darstellte. Die Übersetzung liest sich fließend und gibt die Klarheit der Bergsonschen Diktion adäquat wieder. *H. Kunz*

Edmund Husserl: Husserliana. Gesammelte Werke. Band 3: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, erstes Buch, herausgegeben von *W. Biemel.* Martinus Nijhoff, Haag 1950.

Mit der gleichen editorischen Sorgfalt und in derselben glänzenden Ausstattung wie die beiden früheren Bände der «Husserliana» ist nun der 3. Band erschienen, der das erste Buch der «Ideen» enthält. Es handelt sich dabei aber nicht um einen bloßen Neudruck des zuerst 1913 veröffentlichten Grundwerkes der Husserlschen Phänomenologie, vielmehr bringt der Band alle wesentlichen von Husserl am ursprünglichen Text vorgenommenen Erweiterungen und Umarbeitungen einschließlich Husserls eigenen kritischen Bemerkungen zu jenem. Es versteht sich von selbst, daß jede künftige Beschäftigung mit Husserl sich an diese Ausgabe der «Ideen» halten muß. *H. Kunz*

Jakob Burckhardt: Briefe. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Herausgegeben von Max Burckhardt, Band I. Benno Schwabe & Co. Verlag, Basel 1949.

Die erstmals von Kaphahn bei Kröner herausgegebene Briefausgabe hatte das große Verdienst, die bis dahin nur in verschiedenen Verlagen zerstreut erschienenen Briefpublikationen erstmals gesammelt und so geordnet zu haben, daß sie ein einprägsames Bild von Burckhardt als Freund, Lehrer und Forscher gaben. Die nunmehr begonnene Gesamtausgabe der Briefe ergänzt aufs schönste die der Werke und W. Kaegis Biographie. Sie wird noch viel unveröffentlichtes Material bringen und den Reichtum von Burckhardts Geist und Gemüt denen erschließen, die sich an diesem letzten großen Humanisten aus der Tradition des Erasmus, aber doch schon an der Wende der Zeiten, noch zu stärken fähig sind.

Der erste Band reicht bis 1843 und enthält Briefe aus der Jugend und Schulzeit, den ersten beschwingten Reisen nach Italien, dem Studium in Neuenburg, Basel, Berlin und Bonn. Ein fast allzu ausführlicher Anmerkungsteil ergänzt die Brieftexte. Bleistiftskizzen, die sich Burckhardt auf seinen Kunstreisen gemacht hatte, und Bildnisse seiner Freunde illustrieren den Band. Diese frühen Briefe sind naturgemäß von ungleichem Interesse, aber alle tragen den Stempel eines seltenen Menschen, dessen Jugend schon erstaunlich früh das spätere Gepräge des reifen Mannes anzeigt. Auffallend ist auch, wie frühzeitig, trotz denkbar glücklicher Lebensumstände, das Motiv der Entsagung anklingt. Einige Briefe des Zwanzigjährigen bezeugen schon eine Reife der Betrachtung der menschlichen Dinge, wie sie ihren letzten und schönsten Ausdruck in der zur Verlesung an sei-

nem Grab bestimmten autobiographischen Skizze des alten Mannes fand. Die leidenschaftlich durchlebte Krise der Auseinandersetzung mit der christlichen Theologie und dem Glauben, das tiefe Bedürfnis nach Mitteilung und Freundschaft, die frische Arbeitskraft und Aufgeschlossenheit der Studienjahre, die zarte Rücksicht im Verhältnis zu Angehörigen und Freunden, all dies erschließt uns einen Menschen, dessen intime Kenntnis für jeden eine Bereicherung sein muß, der überhaupt noch Briefe zu lesen und zu schreiben vermag. *Karl Löwith*

Paul Kucharski: Les chemins du savoir dans les derniers dialogues de Platon. Presses universitaires de France. Paris 1949, 401 pages.

Si l'on admet que la critique platonicienne s'oriente aujourd'hui dans deux directions privilégiées, à savoir l'analyse structurale des procédés dialectiques et l'étude attentive des derniers dialogues, l'ouvrage de M. Kucharski apparaîtra comme doublement actuel, puisqu'il examine de façon formelle, indépendamment de leur contenu, les œuvres du vieux philosophe.

On connaît les difficultés que ces œuvres offrent au lecteur et les discussions auxquelles a donné lieu la thèse de Lutoslavski d'après laquelle Platon, à partir du *Parménide*, aurait renoncé aux Idées. Le *Parménide* est, sans nul doute, une charnière dans l'évolution de la pensée platonicienne. Quel sens faut-il donner à ces pages énigmatiques où le philosophe dirige contre son propre idéalisme des arguments impressionnants qu'Aristote et la postérité ne feront guère que reprendre en variations diverses? M. Kucharski a compris que, pour répondre à cette question, il convenait de s'attacher avec une attention patiente et méticuleuse à la lettre des derniers dialogues. Son livre, nourri de substance platonicienne, prodigue d'analyses fines et judicieuses, témoigne d'une remarquable familiarité avec son beau et grave sujet.

Les conclusions sont importantes: elles tendent à distinguer dans les *Dialogues* deux conceptions successives et irréductibles de l'Intelligible, à opposer en quelque sorte Platon à Platon. Le philosophe aurait d'abord conçu l'Idée comme *εἶδος*, c'est-à-dire comme l'unité d'une pluralité d'objets désignés du même nom, comme une essence transcendante et unique obtenue à partir d'une multiplicité d'homonymes.

Après le *Parménide*, qui porte un coup mortel à ce réalisme idéal, Platon aurait élaboré une théorie nouvelle de l'intelligible, conçu comme l'unité d'un genre, c'est-à-dire comme le fond commun d'une pluralité d'objets désignés de noms différents. Cette nouvelle Idée, ou *ἰδέα*, proche de *φύσις* et d'*οὐσία*, s'obtient par une démarche de divisions, de rassemblements et de dénombrements opérée à partir d'hétéronymes; les derniers dialogues en donnent de nombreux exemples.

Il y aurait donc eu substitution d'une conception à une autre. L'*εἶδος* ne serait pas devenu *ἰδέα* par transformation progressive, à la manière d'un concept envisagé d'abord en compréhension, dans son isolement qualitatif, puis ensuite élargi en extension. La découverte de l'*ἰδέα* implique un processus d'abstraction et de généralisation radicalement nouveau. Nous avons donc sous le nom d'Idée, d'une part, une sorte de monade fermée sur elle-même, d'autre part, une essence

communiante, dont la fonction consiste à rassembler les hétérogènes en se divisant elle-même.

A ce changement dans la conception de la réalité intelligible correspond une opposition de méthodes. Dans les dialogues du premier groupe, la science se fonde sur la réminiscence qui rattache le sensible à l'Idée innée, conçue dans son isolement substantiel. Les dialogues du dernier groupe mettent en jeu une faculté de division et de rassemblement, rattachant, non le sensible à l'inné, mais l'inconnu au connu. A la science d'origine innée fait place une science classificatrice, inspirée à Platon par Hippocrate. La notion d'Idée-Genre, qui se substitue à celle d'Idée-Monade «frise une épistémologie assez proche de l'empirisme (379)».

L'évolution de Platon se ramène au schéma suivant: «La théorie de l'*εἶδος* ou de l'archétype métaphysique, sans usage dans l'étude des phénomènes et de la contexture de toutes choses, cède la place à une conception inspirée par le point de vue ‚naturaliste' et dans laquelle le sentiment de la science innée, ou de la part qui y revient au Sujet, s'efface devant la richesse et la complexité de l'Objet (380).»

Platon aurait donc élaboré d'abord l'*εἶδος* à partir du concept (M. Kucharski rejette la thèse de Stenzel, profonde et juste à notre avis, selon laquelle l'Idée aurait été formée, dans sa première phase, à partir de la notion d'*arétè*; v. p. 382 note); puis, comprenant l'insuffisance d'une pareille théorie, il l'aurait écartée dans le *Parménide*. Il y restera fidèle cependant, puisqu'elle réapparaît dans le *Timée*, mais c'est alors sur le plan mythique qu'elle se situe. Rationnellement la Forme-Eidos est dépassée et ne joue plus aucun rôle. Sous réserve des intermèdes mythiques, qui lui font encore une place, le réalisme idéaliste s'est effacé définitivement devant un empirisme classificateur.

Telle est la thèse de M. Kucharski, dont l'originalité n'a pas besoin d'être soulignée. Et pourtant, quelle que soit l'intelligence de la démonstration et la richesse de la documentation, nous ne pouvons nous y rallier. Car la coupure établie par l'auteur entre les deux conceptions de l'intelligible nous paraît artificielle. Interpréter l'*εἶδος* des premiers dialogues comme une sorte de monade incommunicable, c'est trahir Platon, c'est méconnaître le sens du *Protagoras*, dont l'effort consiste à démontrer que les parties de la vertu: justice, sainteté, courage et modération, forment un ensemble homogène «comme un lingot d'or» (329 d). Prétendre ensuite que l'*ἰδέα* s'obtient à partir du concept, bien plus à partir d'un groupe d'homonymes, c'est rendre inexplicable la transcendance de l'Idée, c'est faire jouer au langage un rôle que Platon n'aurait jamais reconnu, lui qui, loin d'asservir la pensée à la parole et à l'écriture, ne manque pas une occasion de mettre ses disciples en garde contre les pièges qu'elles nous tendent.

Certes l'intérêt de Platon se porte de plus en plus, avec les années, vers les choses concrètes. Mais ce concret, c'est toujours à partir de l'*εἶδος* qu'il l'organise, par une opération qui rappelle l'action du Démiurge. La dialectique a toujours comporté deux démarches distinctes, dont l'équilibre s'est modifié, certes, mais n'a pas été rompu. Au début tout l'accent était mis sur l'ascension vers l'Idée justifiante, dont la forme la plus haute est le Bien. A partir du *Parménide*, la dialectique se renverse en quelque sorte, et l'accent porte sur la des-

cente vers l'Idée justifiée, vers l'essence particulière, dont le cheveu, la boue et la crasse sont les exemples les plus humbles (*Parménide*, 130 c). Mais il n'y a pas de coupure. L'erreur de M. Kucharski, c'est d'avoir, en dépit de son titre, interprété les *Dialogues* d'une manière statique. Dès lors l'*ἰδέα* lui apparaît une création nouvelle que rien ne rattache à l'*εἶδος*. Or, en fait, l'*εἶδος* se maintient comme justification nécessaire de l'*ἰδέα*. Les définitions particulières du *Sophiste*, du *Politique*, du *Philèbe* et des *Lois* sont obtenues, non par voie empirique, encore que l'observation joue un certain rôle en la matière, mais par une réorganisation du réel à partir des Idées premières.

Il y a donc chez Platon un passage constant d'*εἶδος* à *ἰδέα*, de l'Idée justifiante à l'Idée justifiée, de l'Essence pure au mixte. Cela crée certes une ambiguïté, semblable à certains égards à celle qu'on découvre chez Husserl entre les essences régionales et les essences particulières. Mais cette ambiguïté même engendre le mouvement dialectique.

Il est regrettable qu'une étude aussi dense et aussi riche, qui restera longtemps un instrument utile à la connaissance des derniers *Dialogues*, aboutisse à des conclusions qui nous paraissent incompatibles avec la lettre et l'esprit du platonisme. *René Schaerer*

Hans Rudolf Neuenschwander: Mark Aurels Beziehungen zu Seneca und Poseidonios. Noctes Romanae — Forschungen über die Kultur der Antike. Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1951.

Mit der heutigen Absage an das mechanistische Weltbild hat ein früher Gegner des (epikuräischen) Mechanismus, Poseidonios, der große Künder eines lebensdurchfluteten, allumfassenden Kosmos, eine ganz neue Bedeutung und Wertung erfahren. Wie sein Gedankengut ausgewertet und weiterentwickelt wurde und so verschiedene Philosophen wie Mark Aurel und Seneca miteinander verbindet, interessiert uns heute besonders. Dieser Fragestellung geht die vorliegende Arbeit mit großer Sachkenntnis und eingehendem Quellenstudium nach — sie erhellt philosophie-historische Zusammenhänge und zeigt, wie von der kosmischen Verbundenheit her Ethik und Liebe zum Schicksal des Philosophenkaisers zu deuten sind. So gewinnt sie mit vier Hauptteilen: Grundlegung, Ethik, Theodizee und amor fati eine wertvolle Ausgangsposition für die Interpretation der einzigartigen «Selbstbetrachtungen» und führt die bisherigen Deutungen Mark Aurels in vortrefflicher Weise weiter. Neuenschwanders Untersuchung darf durch ihr solides altphilologisches und philosophisches Fundament der Anerkennung weiter Kreise gewiß sein. *Josef Rattner*

Paul Wilpert: Zwei aristotelische Frühschriften über die Ideenlehre. Verlag Josef Habbel, Regensburg 1949.

Das bemerkenswerte Buch des katholischen Philosophen sucht aus den bei Aristoteles selbst und vor allem in den antiken Aristoteles-Kommentaren nachweisbaren Resten den systematischen Inhalt zweier verlorener Schriften des jungen Aristoteles über die Lehre Platons zu rekonstruieren. Die eine ist die Aristotelische Nachschrift der berühmten Altersvorlesung Platons «Über das

Gute», zu der Wilpert schon 1941 im «Hermes» (Bd. 76) ein umfangreiches «Fragment» bei Sextus Empiricus (adv. math. X 249—276) glaubte nachweisen zu können. Setzt man statt «Fragment» «Bericht aus erster Hand», so wirkt der Nachweis überzeugend, wiewohl anderseits bedenklich anmutet, daß an wichtiger Stelle (X 261) eine Überarbeitung des Berichtes im Sinne des spätantiken Prinzipienmonismus schon in der Quelle des Sextus angenommen werden muß (S. 173ff.). Die andere Schrift ist die, wie Wilpert annimmt, kurz nach Platons Tod verfaßte, erste kritische Auseinandersetzung des Aristoteles mit der Ideenlehre des Meisters, «Über die Ideen», die noch den entsprechenden Ausführungen der «Metaphysik» zu Grunde liegt.

Wilpert befragt damit die ältesten Zeugnisse, die uns auf Seiten des Schülers über die Entwicklung der Philosophie von Platon zu Aristoteles Aufschluß geben können. Er verzichtet zwar ausdrücklich auf eine Einordnung der untersuchten Schriften in diesen weitern Zusammenhang und will nur das in ihnen enthaltene Material darbieten; dennoch deutet er in der Beschränkung, die ihm die philologische Exaktheit auferlegt, ein Bild dieser so sehr im Dunkel liegenden Phase der Geschichte der klassischen Philosophie an. Dabei wird erneut deutlich und jetzt auch im einzelnen greifbar, wie kontinuierlich die Linie verläuft, die die Philosophie der Platonischen Dialoge durch die indirekt überlieferte, in den Dialogen nur andeutungsweise faßbare Alterslehre Platons hindurch mit den Anfängen und der reifen Gestalt der Aristotelischen Ontologie verbindet. Auch für das Verständnis des weitern Ganges der griechischen Philosophie sind die Resultate Wilperts bedeutsam; denn sie bestätigen, daß man die Anfänge des Neupythagoreismus und damit auch des Neuplatonismus durchaus in der alten Akademie zu suchen hat.

Was man dem Buch an manchen Stellen wünschen möchte, wäre ein tieferes Eindringen in den philosophischen Problemgehalt. So ist etwa die Formulierung der «Streitfrage der Platonforschung, ob Platon den Ideen Existenz zuschrieb» (S. 38) bedenklich schief. Mit der Festlegung des Ideenverständnisses in der Akademie auf den «Allgemeinbegriff» (S. 91 Anm.) ist wenig — oder doch wenig Richtiges — gesagt. Auch wäre zu fragen, ob die Parteinahme des Verfassers zu Gunsten der Aristotelischen Kritik ihm nicht manchmal den Blick für die Tiefe der Alterslehre Platons getrübt hat. Davon abgesehen aber darf die sorgfältige und übersichtliche Darstellung Wilperts, die vor allem durch die in die Einzelheiten gehende Interpretation des reichen Materials wertvoll ist, als der seit den Arbeiten Stenzels hervorragendste Beitrag zur Erforschung der «ungeschriebenen Lehre» Platons und ihrer Bedeutung für die Aristotelische Metaphysik bezeichnet werden. Wilperts Buch wird einen wichtigen Ausgangspunkt für die weitere Forschung bilden. *Gerhard Huber*

Wilhelm Kamlah: Christentum und Geschichtlichkeit. Untersuchungen zur Entstehung des Christentums und zu Augustins «Bürgerschaft Gottes». Zweite, neubearbeitete und ergänzte Auflage. W. Kohlhammer-Verlag, Stuttgart und Köln 1951.

Es handelt sich um die 2. neubearbeitete Auflage eines zuerst 1940 unter dem Titel: «Christentum und Selbstbehauptung» erschienenen Buches, in welchem

Kamlah seine historischen Untersuchungen zur Entstehung des Christentums und zu Augustins «De civitate Dei» darlegt. Tragend und leitend ist dabei die Überzeugung, «daß es heute auf eine vernünftige Aneignung der christlichen Wahrheit ankommt», und dieser Aneignung sollen die Studien vorbereitend dienen. «Dabei wird das Mißverständnis nicht aufkommen dürfen, es könne solche Aneignung so etwas wie den Besitz der Wahrheit erreichen, der dann auf das jeweils jetzt zu erneuernde Vernehmen nicht mehr angewiesen wäre». Kamlah gibt der «Vernunft» den seit der Aufklärung verschwundenen ursprünglichen Sinn des «Vernehmens» zurück, und fragt: «Sollte vielleicht gerade die Vernunft als wahre, nämlich vernehmende Vernunft die Allgemeinheit des Menschen als die Allgemeinheit der versagenden Eigenmächtigkeit sehen müssen, somit aber als die dialektische Allgemeinheit der Besonderung und der Geschichtlichkeit? Denn im Versagen erweist sich ja immer die eigenmächtige Besonderung, die erst in der Aufhebung ihr Ende findet». In einem ersten Teil zeigt der Verfasser die Faktoren, die zur Entstehung des Christentums beigetragen haben: die Überwindung der israelitisch-jüdischen Geschichtlichkeit, die erste Ausbildung einer christlichen Geschichtlichkeit, die Selbstbehauptung gegen das Heidentum mittels einer christlichen Philosophie und gegen die Ketzerei,die durch den Bischof Kallist bewirkte Wende. Während sich hier Kamlah vorwiegend auf die sekundäre Literatur stützt, enthält der zweite Teil eine außerordentlich gründliche und sorgfältige Interpretation von Augustins «Bürgerschaft Gottes», in der eine Reihe von (zumal seit Harnack überlieferten) Fehldeutungen und -urteile ins Licht gerückt und revidiert werden. Das ganze Buch erweckt eine fast erregende Anteilnahme, nicht zuletzt deshalb, weil es dem Autor offensichtlich zuletzt nicht um distanzierte, kühle historische Forschung, sondern um ein existentielles Anliegen geht, was zum Beispiel auch die eingestreuten kurzen Konfrontationen mit der gegenwärtigen Situation bezeugen. Im Hinblick darauf wäre dann freilich zu bedenken, ob die Verwerfung der eigenmächtigen, vermessenen, emanzipierten Vernunft der Aufklärung berechtigt ist, oder ob diese nicht doch eine genuine Möglichkeit der Vernunft entdeckt und herausgestellt, obzwar zugleich einseitig übertrieben und ihren auch bestehenden vernehmenden Charakter verkannt hat. *H. Kunz*

Jakob Amstutz: Zweifel und Mystik, besonders bei Augustin. Verlag Paul Haupt, Bern 1950.

Als Brenn- und Ausgangspunkt philosophischer Bemühungen spielt der Zweifel im abendländischen Denken seit Augustin eine wesentliche Rolle, über Descartes Cogito, der Wiege des modernen Rationalismus, bis zum umfassenden Zweifel, mit dem der moderne Existentialismus die Nachfolge Kierkegaards angetreten hat. Die vorliegende Studie gliedert sich in zwei Teile: nach etymologischen und systematischen Begriffserklärungen stellt sie eine Reihe «zweifelnder Denker» einigen Mystikern gegenüber, wobei Zweifel und Mystik in engen Zusammenhang gebracht werden. In diesem historischen Teil finden sich Erörterungen über Augustin, Eckehart, Montaigne, Pascal, Descartes und — in kühnem Sprung über Jahrhunderte — Heidegger; der Hauptteil der Arbeit ist

aber der Untersuchung des Augustinischen Denkens gewidmet, das der Verfasser detailliert herauszuarbeiten versucht. Während der Cartesische Zweifel profan, der der Existenzphilosophie teilweise anti- oder areligiös genannt werden darf, handelt es sich bei Augustin um einen «frommen Zweifel», eine Art diskursives Denken, ein innerliches Fragen und Antworten, das letztlich in eine Gewißheit des göttlichen Gegenübers einmündet, respektive aus ihr hervorgegangen ist. Der Augustinische Zweifel erinnert mehrfach an den Erkenntnisweg der Mystiker, die aus dem Gegenständlichen ins Ungegenständliche vorzudringen bemüht waren; in diesem Sinne zeigt Amstutz bedeutsame philosophiegeschichtliche Relationen auf, die wechselseitige Abhängigkeiten in ein helles Licht rücken und das Problem des Zweifels — vor allem im Hinblick auf die religiöse Sphäre — in gründlicher Argumentation diskutieren. *Josef Rattner*

Pierre Lachièze-Rey: Les origines cartésiennes du Dieu de Spinoza. 2e édition. Vrin. Paris 1950. 288 pages.

Les historiens de la philosophie seront heureux d'apprendre la réédition de cette savante étude (1re édition, 1932). Elle dégage, au cours d'une démonstration serrée, l'originalité de Spinoza par rapport à Descartes, en se fondant principalement sur un dialogue inséré dans le *Court Traité*, mais antérieur à lui, et sur le *Court Traité* lui-même. Parti d'un panthéisme de nature stoïcienne, Spinoza a pris conscience, en méditant Descartes, des exigences de sa propre doctrine. La conception de l'univers comme système intelligible doit beaucoup à la conception cartésienne des substances et des modes. L'originalité de Spinoza apparaît dans le fait que, sur la plupart des points où il fut marqué de l'influence cartésienne, il sut en prolonger les lignes, allant plus loin que Descartes dans l'application de méthodes qu'il avait reçues de lui. *René Schaerer*

René Taton: L'œuvre mathématique de G. Desargues. Textes publiés et commentés avec une introduction biographique et historique. Presses universitaires de France. Paris 1951.

Tous ceux qui ont lu avec intérêt l'Essai sur les coniques de Pascal seront heureux des lumières nouvelles que ce volume projette sur le devancier de Pascal. En effet, M. Taton a pu mettre la main sur un exemplaire original du *Brouillon project* qu'il édite en le faisant précéder d'une introduction explicative.

Dans celle-ci, il montre comment Desargues sut dégager les principes géométriques servant de base aux différentes techniques concernant le tracé des épures de coupe des pierres et la construction des cadrans solaires. Desargues fut ainsi après Dürer un précurseur de la géométrie projective. Il sut comprendre, par exemple, la similitude profonde entre droites concourantes et droites parallèles et voir que les coniques étaient «des sections de cônes particuliers, possédant la propriété fondamentale d'être coupés par certaines directions de plans privilégiées suivant des cercles. Dès cet instant, l'essentiel de sa doctrine était conçu; les propriétés communes aux trois coniques appartenaient également au cercle et il suffisait pour les découvrir de chercher parmi les propriétés de cette dernière courbe celles qui se conservaient par perspective» (op. cit. p. 96).

C'est ainsi que Desargues fait prévoir Monge avec qui il a en commun le sens de l'espace, les préoccupations d'ordre social et l'union constante et harmonieuse des principes théoriques s'alliant à la pratique.

Mais l'œuvre de Desargues ne connut pas le succès qu'elle eût mérité, d'une part, à cause de l'invention de termes nouveaux: rameaux, ramures et brins pour désigner différents segments de droites, d'autre part, à cause de son style à la fois trop concis et obscur, enfin parce que ses découvertes furent éclipsées par le succès de la géométrie analytique cartésienne.

Le philosophe des sciences aura le plus grand intérêt à voir s'élargir la notion du géométrique du siècle de Desargues à celui de Monge auquel est consacrée la grande thèse de M. Taton *(L'œuvre scientifique de Monge.* Presses universitaires de France. Paris 1951)[1]. Tandis que pour Desargues et Descartes il fallait opter entre la méthode projective ou celle de l'analyse, pour Monge au contraire il s'agit d'une coopération étroite entre les diverses branches géométriques: pure ou synthétique, analytique et infinitésimale. Dans ce volume, M. Taton montre avec perspicacité comment on trouve unis en Monge les deux apports de Desargues et de Descartes. L'auteur suit, au cours des 400 pages environ que comporte ce volume, les diverses faces du génie si multiple de Monge et montre que sur presque tous les terrains scientifiques il fut un précurseur.

Voici le plan de l'ouvrage: vie et carrière scientifique de Monge, la géométrie descriptive, la géométrie analytique, la géométrie infinitésimale, géométrie pure et géométrie moderne, l'analyse mathématique, les autres travaux scientifiques de Monge (mécanique, physique, chimie, météorologie), enfin la personnalité de Monge est diagnostiquée comme un ferment intellectuel devant s'ajouter à celui de ses écrits: «Son enthousiasme pour la géométrie se communiqua à toute une pléïade de jeunes chercheurs qui, renversant partiellement le courant purement analytique issu des grandes découvertes du XVIIe siècle, réintroduisirent l'esprit géométrique dans la vie de la science . . . Enfin Monge est un des savants dont les efforts préludèrent à la création de la physique et de la chimie moderne» (p. 375).

Les philosophes qui savent à quel point les rapports entre sciences, histoire des sciences et philosophie sont féconds, seront reconnaissants à M. René Taton de leur apporter deux études si claires et si vivantes. Antoinette Virieux

Hans M. Wolff: Goethes Weg zur Humanität. A. Francke AG. Verlag, Bern 1951.

Eine Auseinandersetzung mit diesem neuen Werk über Goethe wird auf jeden Fall fruchtbar sein — auch für den, der sich dem Urteil des Verfassers nicht in allen Stücken anschließen kann. Wolff vertritt die Auffassung, Goethe habe zu einer Reihe von Werken, vornehmlich zum Wilhelm Meister und Tasso, bereits viel früher einen ersten Plan entworfen, als wir dies nach den bekannten Zeugnissen anzunehmen geneigt sind. Insofern nun Wolff weniger bekannte Angaben zu verwerten weiß, vermag er uns auf Grund dieser äußeren, historisch-biogra-

[1] Ouvrage muni d'un tableau d'ensemble de l'œuvre scientifique de Monge, d'une bibliographie générale et d'un index alphabétique.

phischen Tatsachen von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen. Weniger überzeugend scheint uns aber sein Versuch, das Bestehen solcher «Urfassungen» auch von innen, das ist vom Werke selbst her zu begründen.

Der Verfasser geht zuversichtlich von der Annahme aus, der erste Entwurf eines Werkes sei etwas Einheitliches, die Handlungen der einzelnen Personen zunächst in sich widerspruchsfrei. Wo sich in den uns bekannten Dichtungen Goethes solche Einheitlichkeit und Widerspruchsfreiheit nicht findet, muß daher nach Wolff die Vermengung verschiedener Pläne und Entwürfe stattgefunden haben; in einer «ersten Fassung» hätten sich diese Widersprüche noch nicht ergeben. — Das scheint uns nicht zwingend. Denn warum soll nicht auch der erste Plan zu einer großen Dichtung, oder vielleicht sogar gerade er, verschiedene Ansätze zur Weiterführung der Handlung enthalten haben, von denen noch keiner dem Dichter als der einzig richtige sich gezeigt hätte? Leben die Personen denn nicht als «schwankende Gestalten» vor seinem innern Auge, denen ein fester Umriß gerade bei den ersten Versuchen, sie ins Werk zu bannen, noch fehlen mag? Wo es sich aber gar um so rätselhafte Wesen wie Mignon oder den Harfner handelt, wird jeder Versuch, die einzelnen Taten und Äußerungen dieser Gestalten in eine fest zusammenhängende und übersichtliche Linie rücken zu wollen, scheitern. Mignons Lied etwa: «Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen! Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht» ist aus einem tieferen Grunde und Lebensbereiche heraus erwachsen, als daß es sich, wie Wolff wahrhaben will, aus der Annahme, «daß Mignon ursprünglich Wilhelms und Marianes Kind war», «erklären» ließe.

Oder ein anderes Beispiel aus den uns nicht überzeugenden Beweisführungen des Verfassers. Wolff zitiert aus Wilhelm Meisters theatralischer Sendung: «Es war Sonntag geworden, und Wilhelm hatte sich noch nicht wieder zu Hause sehen lassen. Sein Schwager legte es aus, wie es auch wirklich war, daß er die Zeit theils zur Versöhnung der Familie, theils zu seinem Vergnügen würde angewendet haben. Es war ein Festtag, und jedes wünschte spazieren zu gehen.» Dazu meint der Verfasser: «Die sinnlose Wiederholung: ‚Es war Sonntag geworden... Es war ein Festtag' läßt schließen, daß diese Stelle ursprünglich hieß: ‚Es war Sonntag geworden, und jedes wünschte spazierenzugehen'; was dazwischen steht, ist offensichtlich später eingeschoben worden, um eine Verbindung mit den beiden vorangehenden Kapiteln herzustellen.» Nun ist aber der Satz: «Es war ein Festtag» nach unserm Empfinden «offensichtlich» kausal zu verstehen (man lese sich die Stelle nur einmal laut vor) im Sinne eines: «Da es, wie gesagt, ein Festtag war...» Goethe vermeidet hier den logisch unterordnenden Satzbau, der etwas pedantisch gewirkt hätte, und zieht die parataktische Fügung vor: seinem damaligen Stile und dem frischen, naiven Ton der Erzählung entsprechend.

Doch es prüfe, von Wolff dazu herausgefordert, ein jeder selbst, wie weit er die Gestalten der Goethischen Werke in ihren verschiedenartigen, durchsichtigen oder geheimnisvollen Lebensäußerungen «begreift»; und er vergegenwärtige sich an Hand von Wolffs Darstellung aufs neue und mit einem tieferen, geweckteren Verständnis «Goethes Weg zur Humanität». *Maria Bindschedler*

Karl Löwith: Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des neunzehnten Jahrhunderts. Marx und Kierkegaard. Zweite Auflage. Europa-Verlag, Zürich / Wien o. J.

Es bedarf gewiß keines empfehlenden Wortes mehr für dieses hervorragende Buch Löwiths, in welchem jene in den üblichen historischen Darstellungen der Philosophie nur am Rande behandelten geistigen Bewegungen des 19. Jahrhunderts mit souveräner Sachkenntnis herausgearbeitet werden, die für unsere Gegenwart entscheidend geworden sind. Er sagt im Vorwort zur 2. Auflage des zuerst 1941 erschienenen, Husserl gewidmeten Werkes: «Die zehn ereignisreichen und nun so armen Jahre, welche seit der Abfassung dieser Studien vergangen und doch so gegenwärtig sind, veranlaßten den Verfasser, in dieser neuen Auflage einige Veränderungen vorzunehmen, die hauptsächlich aus Weglassungen und Kürzungen bestehen». Außerdem sind nun die Anmerkungen in einem Anhang zusammengefaßt und einige seit der ersten Auflage erschienene einschlägige Werke nachgetragen worden. *H. Kunz*

Max Bense: Hegel und Kierkegaard. Eine prinzipielle Untersuchung. Staufen-Verlag, Köln und Krefeld 1948.

Alle Identitäten bei Hegel können auf die Identität von Denken und Sein zurückgeführt werden, alle bei Kierkegaard auftretenden Sprünge (z. B. der zwischen Quantität und Qualität) wurzeln im «fundamentalen Sprung zwischen Sein und Denken». Am Leitfaden dieser zwei Thesen entwickelt Bense die Gegensätzlichkeiten zwischen Hegel und Kierkegaard, wobei der kritische Maßstab der modernen mathematischen Logistik entnommen wird. Ziel ist die «Vereinbarung» von «System und Existenz», d. h. der großen, beherrschenden Problemkomplexe des 19. Jahrhunderts und der «Quellgeister» von Hegel und Kierkegaard: Leibniz und Pascal. Bense glaubt, mit seiner Abhandlung den Grund zu dieser Vereinbarung gelegt zu haben, indem er einerseits die beiden Problemkomplexe geistesgeschichtlich genau aus den Quellen entwickelt «und als signifikant für unsere philosophische Situation zu erkennen» gegeben, und andererseits gezeigt hat, «daß es eine Metaphysik (d. h. eine Menge metaphysischer Elementarsätze) gibt, die einem System (d. h. einer Folge von Disziplinen) vorangeht, das auch die Existenzphilosophie involviert». In diesen weiträumigen Problemen dokumentiert sich «der unvermeidliche Zusammenstoß zwischen der logischen Forschung in der Philosophie, die von Plato über Pascal, Descartes, Leibniz, Bolzano zu Frege, Peirce, Schröder, Hilbert, Lukasiewicz und Scholz verläuft und der existentiellen Denkweise, die von Sokrates, Augustinus, Pascal zu Kierkegaard sich hinzieht. Die axiomatisch-deduktive Methodologie der modernen Wissenschaft hat sich in ein wohlbestimmtes, systematisches Verhältnis zum existentiellen Denken gesetzt, um einerseits den systematischen Gesichtspunkt in der Philosophie durchzusetzen und um andererseits die Selbstauffassung des Menschen als ‚Existenz' wirklich auf Philosophie beziehen zu können». Das alles wird in einem wunderlichen Gemisch von umständlicher sich wiederholender Präzision und kecker geistreicher Behauptung vorgetragen. *H. Kunz*

H. Knittermeyer: J. Burckhardt. Deutung und Berufung des abendländischen Menschen. S. Hirzel Verlag, Zürich 1949.

Diese neue Darstellung will nichts Neues bringen, wohl aber den wesentlichen Anspruch Burckhardts, von uns gehört zu werden, eindrücklich herausstellen. Dies gelingt ihr aufs trefflichste, weil sie sich bescheidet, nichts Eigenwilliges und Kritisches hinzuzugeben, sondern ausschließlich B. selbst sprechen zu lassen. Das Eigene des Verfassers äußert sich nur in einer behutsamen Verstärkung der Einsichten B.s, die sich auf das Schicksal des abendländischen Menschen beziehen.

Die Einleitung des Buches hält sich vor allem an B.s Unterscheidung der drei Potenzen der Weltgeschichte: Staat, Religion und Kultur, um auf dieser Grundlage seinen Begriff von der Geschichte herauszuarbeiten und seine Anschauung der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit zu artikulieren. B. ist für K. ein Mensch der Erkenntnis, keiner der ganz Großen, die die Welt auf neue Grundlagen stellen, dafür um so mehr unser Zeitgenosse, ein hervorragender und klar sehender, der die Wirklichkeit zu wägen und die Zukunft zu durchschauen verstand. «Er beschwört uns nicht, und er beschämt uns nicht.» Er zieht uns vielmehr in ein sehr kluges und ernstes Gespräch hinein, in dem es um verständige Überlegungen geht. Getreu dem Grundsatz, daß eine Interpretation keine gewaltsame Eindeutung, sondern eine umsichtige Auslegung sein soll, behandelt K. einleitungsweise den Menschen Burckhardt an Hand einer musterhaften Auslegung der wenigen Sätze von B.s später autobiographischer Skizze, desgleichen seine undogmatische Definition der Kultur. So hat man nach dem Lesen von K.s Buch den Eindruck, daß dies schon alles von B. selbst gesagt worden sei, aber es mußte eben doch erst deutlich von einem andern gesagt werden, um die verborgene Tragweite der unscheinbaren Formulierungen B.s ganz zu ermessen.

Infolge dieser getreuen Anschließung des Darstellers an den Dargestellten teilt er freilich auch die Schwächen des Burckhardtschen Humanismus und dies um so mehr, als die geschichtliche Situation seit B. so viel radikaler und heilloser geworden ist. Gewiß ist es etwas Großes, daß ein um geschichtliche Schicksale Wissender wie B. den Mut hatte, «seine Zeitgenossen in eine völlig offene Situation zu entlassen» und nur Fragen zu stellen, ohne eine Antwort zu geben. Aber wer unter den Gebildeten von heute könnte noch so eindeutig B.s Überzeugung teilen, daß Historie und Philosophie «und einige andere schöne Sachen» zu den «sehr wenigen trockenen Felsen» gehören, zu welchen «die Flut der Zeitlichkeit nicht steigen darf, weil sie der Erkenntnis als solcher zur Zuflucht dienen»? Die Zeitlichkeit ist längst bis ins Sein der Philosophie gestiegen und keine unbestimmte Hoffnung kann die Gefahr des Abendlandes bannen. K. beschließt seine Darstellung mit einer christlich betonten Auslegung von B.s letzter humaner Bitte an das Schicksal: «Um Pflichtgefühl für das jedes Mal Vorliegende, um Ergebung in das Unvermeidliche und — wenn die großen Fragen der Existenz auf uns zukommen — um klare, unzweideutige Stellung derselben.» B. hat in seiner Lehre von der «Taxation des Lebens» diese letztlich entscheidenden Fragen für sich persönlich gestellt und klargestellt. Aber kann seine Fragestellung

ohne weiteres übernommen werden, ohne eine grundsätzliche Revision gerade des neuzeitlichen Historismus und Humanismus, der B.s Werk und K.s Darstellung trägt?

Karl Löwith

Alfred Kastil: Die Philosophie Franz Brentanos. A. Francke AG. Verlag, Bern 1951.

Das Interesse für die Philosophie von Franz Brentano ist in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr gewachsen. Dies ist nur zum Teil der Überzeugungskraft und der Aktualität von Brentanos Hauptwerken, unter denen die «Psychologie vom empirischen Standpunkt» wohl den vordersten Rang einnimmt, zuzuschreiben — von ebensolcher Wichtigkeit wie die Leistungen des bedeutenden Philosophen ist die Tatsache, daß er in hervorragender Weise schulbildend gewirkt hat, und dadurch das philosophische Denken der Gegenwart weitgehend beeinflußt. Von der Brentanoschen Schule, die die Anregungen des Meisters in mannigfachen Variationen aufgenommen hat, ist — ähnlich wie bei derjenigen Hegels — zu sagen, daß in ihr alle Schattierungen von rechts bis links vertreten sind. Der ultramontane, ehemalige deutsche Reichskanzler Graf Hertling zählte sich zu ihr wie der aus seinen Wiener Jahren her mit Brentano befreundete Thomas Masaryk, der liberale Schöpfer des modernen tschechischen Staates. Der Schweizer Sprachphilosoph Anton Marty und der bekannte deutsche Tonpsychologe Karl Stumpf, der Sinnespsychologe Franz Hillebrand, ferner Alexius Meinong und Edmund Husserl mit der Gegenstandstheorie und der Phänomenologie oder Reinen Logik, der Werttheoretiker und Gestaltpsychologe Christian Ehrenfels — sie alle gehören der ersten, unmittelbaren Schülergeneration von Franz Brentano an. Obschon sie sich auf verschiedenen Wegen von ihrem Lehrer entfernten, haftet ihnen ein charakteristischer Zug an, der immer wieder auf eine ursprüngliche Verbundenheit mit Brentanos Denken hinweist.

Alfred Kastil, bekannt durch die zusammen mit Oskar Kraus sorgfältig betreute Gesamtausgabe des Brentano-Werkes sowie durch einige Arbeiten zur Erkenntnistheorie, gehört ebenfalls zum engeren Kreis von Brentanos Schülern, die den Meister noch persönlich gekannt haben und durch jahrzehntelange Bemühungen in den Geist seiner Lehre einzudringen bemüht waren. Die vorliegende zusammenfassende Darstellung war nur möglich auf Grund jener vollständigen Beherrschung aller Einzelheiten der Brentanoschen Philosophie, die Kastil durch intensivste Beschäftigung mit ihr mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch erworben hatte. Im Umgang mit Brentano sowie in einem bis zu des Lehrers Tod im Jahre 1924 reichenden Briefwechsel erwarb Kastil eine eingehende und tiefgründige Kenntnis von dessen Methodik, als deren wesentlichste Kennzeichen die scharfe Analyse unseres psychischen Lebens, die unnachsichtige Kritik logischen Verstößen gegenüber, die Aufdeckung der so leicht irreführenden sprachlichen Fiktionen usw. zu nennen sind. Diese Methodik wurde von ihm, der seine eigentliche Lebensaufgabe in der Interpretation und Weiterführung der Brentanoschen Anregungen erblickte, übernommen und in verschiedenen Einzelabhandlungen fruchtbringend angewendet.

«Die Philosophie von Franz Brentano» ist nun die Krönung von Kastils Lebensarbeit — im 75. Lebensjahr begann er die Arbeit an diesem Buche, das er noch kurz vor seinem Tode fertigzustellen vermochte. Das Werk umspannt mit souveräner Systematik den Gesamtbereich des Brentanoschen Philosophierens. Ausgehend vom Postulat der «Philosophie als Wissenschaft», bietet es eine detaillierte Ausgliederung der Lehre von den «Bewußtseinstätigkeiten und ihren elementaren Differenzen», wobei die von Brentano so stark akzentuierte «Intentionalität» in ihren Hauptformen — Vorstellen, Urteilen und Interesse — sorgfältig analysiert wird. Damit ist das Bewußtsein sowohl in seiner Struktur als auch in den Weisen seiner Aktivität philosophisch geklärt, und man kann im Sinne Brentanos zur Theorie von den Fiktiven und den Echten Objekten übergehen. Es ist durchaus zu billigen, daß Kastil breite Erörterungen dem Erkenntnisproblem widmet und sachkundig die schwierigen Fragen der mittelbaren und der unmittelbaren Erkenntnis zergliedert, so daß der eigentümliche Standpunkt Brentanos mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hervortritt. Ethische Problemstellungen führen zur Darlegung des Brentanoschen «rationellen Theismus», der wohl zu den schwächsten Konzeptionen innerhalb des Gesamtwerkes zu zählen ist, und deshalb nicht — wie Kastil dies tut — überschätzt werden darf. Indem die Grenzen eines bedeutenden Philosophen aufgezeigt werden, geschieht seiner Gesamtbewertung kein Abbruch, und gerade der in die Zukunft weisende Teil seines Werkes kann durch schonungslose Wahrhaftigkeit nur gewinnen.

Man darf das vorliegende Buch rückhaltlos als eine vortreffliche Einführung in die Philosophie von Franz Brentano begrüßen. Sowohl inhaltlich als auch der Form nach — seine Diktion ist der Ausdrucksweise Brentanos in angemessener Weise angeglichen — kann sich diese Arbeit neben den hervorragendsten Monographien der Philosophiegeschichte sehen lassen. *Josef Rattner*

Friedrich Georg Jünger: Nietzsche. Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 1949.

Die vorliegende Darstellung «ist die Frucht einer erneuten Beschäftigung mit den Gedanken Nietzsches, wie sie der geschichtliche Moment gebot». Drei Themen werden ins Zentrum gerückt: die Beschwörung der «dionysischen Wirklichkeit» (die Jünger außer Nietzsche auch Hölderlin nachsagt), die Lehre von der ewigen Wiederkehr und vom Übermenschen. Diesen bestimmt Jünger als den Menschen, «der es aushält, in einer Welt ohne Sinn zu leben», ein anderes Mal als den Menschen «der höchsten, stärksten, sublimsten Einbildungskraft». Die Lehre von der ewigen Wiederkehr folge konsequent aus der Bejahung des Willens zur Macht (in dessen Darlegung Jünger auch Nietzsches verschiedene Methoden charakterisiert); sie «hat eine ganz bestimmte Aufgabe: sie sanktioniert das Werden». Nietzsches Ende im Wahnsinn deutet der Verfasser als das notwendige «Ergebnis seines Denkens, des tiefsten und intensivsten Lebensprozesses, der ihn beschäftigte». Die Schrift stellt offensichtlich keine «wissenschaftlichen» Ansprüche, sie bleibt unverbindlich, ist aufschlußreicher für Jünger als für Nietzsche, so ernst sie dessen Denken nimmt; aber sie fasziniert durch die ungewöhnliche schlichte Schönheit und Klarheit ihrer Sprache. *H. Kunz*

Pauls Jurevičs: Henri Bergson. Eine Einführung in seine Philosophie. Verlag Karl Alber, Freiburg i. Br. 1949.

In einer klaren, korrekten, besonnenen, nicht enthusiastisch gläubigen, sondern gelegentlich auch kritisch reflektierenden Weise gibt Jurevičs in der Tat, was er beabsichtigt: eine Einführung in Bergsons Philosophie. Bildungsgang, Lebensdaten und Werke werden zunächst kurz vergegenwärtigt, dann in einem ersten Teil die «Grundthesen» (Dauer, Wahrnehmung, intellektuelle Erkenntnis, Wissenschaft, Intuition), in einem zweiten die «Lehre» (Freiheit, Geist und Körper, Leben, Moral, Religion, menschliche Gemeinschaft, offene Fragen) dargelegt. Ab und zu finden sich zwar flüchtige Hinweise auf Bergsons Wirkung auf seine Zeitgenossen und die Gegenwart, indessen hätte man gern etwas über seine geistesgeschichtliche Bedeutung erfahren, zumal uns heute der von ihm ausgegangene revolutionäre Impetus aus Art und Gehalt seiner Philosophie selbst nicht mehr recht verständlich ist. *H. Kunz*

Manfred Schröter: Metaphysik des Untergangs. Eine kulturkritische Studie über Oswald Spengler. Leibniz-Verlag, München 1949.

Seinerzeit hat Schröter eine eingehende antikritische Auseinandersetzung mit den Kritiken an Oswald Spengler geschrieben, die sich in ausgesprochenem Maße um Sachlichkeit und Gerechtigkeit bemühte. Sie bildet, da und dort gekürzt, jetzt das erste Buch (Der Streit um Spengler) des vorliegenden Werkes, vermehrt um ein zweites: Ergebnis und Bedeutung. Um die kulturmetaphysische, kulturphilosophische und geschichtsphilosophische Problematik kreisend, versucht es den Ertrag der Spenglerschen Leistung herauszustellen. Schröter ist keineswegs ein blinder Verehrer Spenglers: obzwar er ihn — allerdings mit gewissen Reserven — in die Reihe Böhme, Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche einordnet und vor allem seine genialen Intuitionen anerkennt, unterstreicht er auch immer wieder seine Irrtümer, Unzulänglichkeiten, gewaltsamen Simplifikationen. Spengler sei, schreibt der Verfasser etwa, «mit seiner Metaphysik gleichsam auf halbem Weg stehen geblieben und hat die weitdeutenden Ansätze nicht ausgestaltet. Die Folge war notwendig das Abgleiten des nicht Ausgereiften in ein flacheres Niveau, und zwar auf metaphysischem, erkenntnistheoretischem und ethischem Gebiet — in den so oft an ihm getadelten Naturalismus, Skeptizismus und Biologismus». Das abschließende Urteil lautet: «So liegt die wirkliche und bleibende Bedeutung Spenglers weder auf dem wissenschaftlichen noch auf dem eigentlich-philosophischen, d. i. metaphysischen Gebiet, sondern ausschließlich auf dem kulturellen. Spengler ist, wie letzten Grundes auch schon Nietzsche, wesentlich Kultur- und eigentlich politischer Schriftsteller.» *H. Kunz*

Karl Pfleger: Dialog mit Peter Wust. Briefe und Aufsätze. F. H. Kerle Verlag, Heidelberg 1949.

Der erste umfangreichere Teil dieses Bandes enthält den Briefwechsel des Verfassers mit Peter Wust aus den Jahren 1935—1939, der zweite Teil bringt «Aufsätze und Betrachtungen zur Persönlichkeit und zum Werk Peter Wusts»

(«Christliches Existenzbewußtsein in der Philosophie Peter Wusts», «Brief an Peter Wust, den geistlichen Menschen», «Meditation über das Sterben Peter Wusts», «Peter Wust und der Existentialismus»). Wust war unter den katholischen Philosophen derjenige, der dem existentiellen Philosophieren wohl am nächsten gekommen ist und sich von ihm am entschiedensten beeinflussen ließ. Das zeigen nicht nur Pflegers Abhandlungen, sondern auch die Briefe Wusts, die ein erschütterndes Dokument eines Menschen sind, der versuchte, dem langsam voranschreitenden Erliegen einer qualvollen tödlichen Krankheit durch ein gläubiges Denken standzuhalten. *H. Kunz*

Hans Heinz Holz: Jean Paul Sartre. Darstellung und Kritik seiner Philosophie. Westkulturverlag Anton Hain, Meisenheim / Glan 1951.

Wenn auch Sartres Philosophie heute aus dem Brennpunkt der literarischen Modediskussion gerückt sei, bleibe, meint der Verfasser, eine Auseinandersetzung mit dem Existentialismus doch wichtig, «wenn die Wirrnis nihilistischen Denkens des Absurden durch die zielstrebige Klarheit einer Philosophie der Hoffnung auf — und der Arbeit für — die Zukunft überwunden werden soll». So skizziert er zunächst die Herkunft und die Methode Sartres, um dann von dessen Hauptwerk ein korrektes, auf die wesentlichen Punkte beschränktes ausgezeichnetes Referat zu geben. In der anschließenden Kritik bestreitet Holz in einer Konfrontation Heidegger-Sartre mit Recht den Anspruch des letzteren, Heideggers Ontologie fortzusetzen, da es sich beim Existentialismus gar nicht um eine Ontologie, sondern um eine Anthropologie — idealistischen Fichteschen Gepräges — handle. Im von Sartre entworfenen Bild des Menschen zeige sich eine «Mangelstruktur der menschlichen Wirklichkeit», die zumal von Pascal scharf herausgestellt worden sei, und darin drücke sich «die säkularisierte Form der sansenistischen Abwertung des Menschseins gegenüber Gott aus». Sartres Philojophie «bleibt als letzte, vielleicht extremste Stufe einer bürgerlichen Ideologie ein Ausdruck der Ratlosigkeit, in der sich das ‚geistige Sein' einer der Krise ausgesetzten herrschenden Klasse befindet»; seine «Freiheit» sei ein konsequenzloser Rückzug in die romantische «Innerlichkeit». Demgegenüber gelte es, die menschliche Freiheit, die schon bei Kant der transzendentale Grund der Aufklärung war, zum Leitfaden der Bestimmung des Menschen zu machen. «Sie gewinnt einen allgemeinverbindlichen Charakter nur dann, wenn sie aus der gesellschaftlich fundierten Vernunft abgelesen wird. Damit aber wird der eigentliche Sinn der Aufklärung erschlossen». Des Verfassers «Philosophie der Hoffnung» zeigt sich also als Philosophie des Marxismus, die seine Kritik an Sartre bestimmt. Ob damit der Sachgehalt des Existentialismus getroffen wird, bleibt zweifelhaft. *H. Kunz*

Franz Sawicki: Lebensanschauungen moderner Denker. Die Philosophie der Gegenwart (Bd. II). Verlag F. Schöningh-Paderborn 1952.

Die Darstellung der philosophischen Strömungen der Gegenwart hat sich mit einer ganzen Reihe spezifischer Schwierigkeiten auseinanderzusetzen, die für

jede Gegenwartsgeschichtsschreibung, sei dies im Bereiche der Wissenschaften, der Politik und des kulturellen Lebens überhaupt, charakteristisch sind. Die Philosophie der früheren Jahrhunderte steht in geschlossenen Systemen vor uns, die sich bereits geschichtlich ausgewirkt haben. Der Gegenwart stehen wir zu nahe, um sie zu überschauen und richtig zu werten, sie ist auch noch in der Entwicklung begriffen, und wir selbst stehen im Fluß der Bewegung. Als zweiten Band seiner «Lebensanschauungen moderner Denker» legt nun Sawicki einen Versuch vor, der sich das Ziel setzt, im Chaos philosophischer Systeme, Richtungen und Tendenzen seit der Jahrhundertwende Orientierung zu verschaffen. Das Buch ist als Problemgeschichte konzipiert, wodurch nicht eine Geschichte der Philosophen, sondern der Philosophie selber im Hinblick auf die Entwicklung ihrer Hauptprobleme — Erkenntnistheorie, Wertphilosophie, Lebensphilosophie, Existenzphilosophie, Ontologie und Metaphysik, Religionsphilosophie, Ethik — dargeboten werden soll; ein Verfahren, das wohl seine Vorzüge haben kann, aber in den Händen des Autors zu einem Instrument der Unübersichtlichkeit wird. Der einseitig vertretene neuscholastische Gesichtspunkt tut ein weiteres hinzu, um diese Darstellung für den Nicht-Scholastiker ungenießbar zu machen: in der Auseinandersetzung mit den für ihn unakzeptablen philosophischen Strömungen wirft der Verfasser mit Gemeinplätzen um sich, die sich stellenweise von einem philosophisch zu nennenden Niveau meilenweit entfernen.

Josef Rattner

Friedrich Maurer: Leid. Studien zur Bedeutungs- und Problemgeschichte, besonders in den großen Epen der Staufischen Zeit. A. Francke AG. Verlag, Bern, Leo Lehnen Verlag GmbH., München 1951. (Bibliotheca Germanica, herausgegeben von W. Henzen, F. Maurer und M. Wehrli, Bd. 1).

Der bekannte Ordinarius für Germanistik in Freiburg i. Br., Friedrich Maurer, hat mit seiner bedeutungs- und problemgeschichtlichen Studie über das Wort «Leid» ein Werk geschrieben, das nicht allein dem Germanisten, sondern auch dem Philosophen in hohem Maße Belehrung und Anregung bietet. Die Bedeutungsgeschichte eines Wortes zu verfolgen, gehört wohl überhaupt zu den spannendsten und dankbarsten Aufgaben der Philologie, da sich hierbei, wenn das Wort beziehungsreich und der Forscher scharfsinnig ist, in nuce eine Phänomenologie des Sprachgeistes enthüllen mag.

Maurer weist am Bedeutungswandel des Wortes «Leid» nach, wie im Bereich der deutschen Sprache die vorchristliche von der christlichen und diese wiederum von der «staufischen»: Christentum und Welt harmonisierenden Geisteshaltung abgelöst wurde oder, anders gesagt, wie dieser Wechsel der ideellen Voraussetzungen einen Wechsel im Gebrauch des Wortes zur Folge hatte. Beide Vorgänge lassen sich gegenseitig auseinander interpretieren; denn «wie die Kenntnis des Wortes und seiner Geschichte die Voraussetzung für eine echte Erkenntnis der Ideen ist, so ist umgekehrt allerdings die Ideengeschichte auch wichtige Erkenntnisquelle für die Erforschung der Wortinhalte und ihrer Entwicklung.»

Das Wort und der Begriff «Leid» steht auf einer älteren Stufe im Gegensatz zum Begriff der «Ehre». Leid bedeutet «Beleidigung»: ein angetanes Unrecht, das unter allen Umständen gerächt werden muß. In diesem Sinne deutet Maurer überzeugend das Geschehen im Nibelungenlied, das, obschon in christlicher Zeit gedichtet, nur im Hinblick auf die altgermanische Ethik sich verstehen läßt. Krimhilds «Leid» etwa ist nicht gleichbedeutend mit «Schmerz und Trauer um den verlorenen Gatten», wie wir heute dies Leid aufzufassen geneigt sind; sondern ihr Leid ist vielmehr die tödliche: ihre Ehre «tötende» Beleidigung, die ihr von Seiten Hagens und der Burgunden widerfahren ist. Solange sie diese Beleidigung nicht gerächt hat, bleibt sie ohne Ehre; und darum muß sie sich rächen, wie sich auch Brünhild, wie sich alle «Leidtragenden», das sind die an ihrer Ehre Verletzten, in dem Gedichte aus innerster Verpflichtung heraus rächen.

Diese urheidnische Hochschätzung der «Ehre» — man könnte fast sagen, als eines eifersüchtigen und racheheischenden sittlichen Gottes hält sich erstaunlich lange am Leben, auch wo sich in der Literatur eine christliche Gesinnung immer stärker durchzusetzen beginnt. Noch in den hochhöfischen Epen der Stauferzeit erscheint das Leid im Gegensatz zu der weit «höflicheren», vornehmeren und darum ehrenwerteren Haltung der «hochgemuten» Freude, die auch in schmerzvoller Lage zu zeigen, sittliche Pflicht ist. Freilich haben sich die Begriffe: Freude, Ehre, Leid, Beleidigung während der Entwicklung der staufischen Kultur in ihrer Bedeutung unendlich verfeinert; und ihre Beziehungen untereinander sind komplizierter geworden im Maße, wie sich eine christliche Gesinnung bald geltend machte, bald sich durch den nunmehr «ritterlichen» Ehrbegriff modifizieren ließ. Maurer hat mit Recht als philosophische Voraussetzung des Bedeutungswandels von «Leid» in den christlich-höfischen Epen ein Kapitel über die Rolle des «malum (als *peccatum* und *poena peccati*) bei Augustinus» der Auslegung dieser Epen vorausgeschickt. In seinen Untersuchungen über die einzelnen Dichtungen der staufischen Zeit gibt der Verfasser subtile Deutungen des jeweiligen Sinngehaltes der Worte: Leid, Ehre, Sünde, Freude usw., wobei sich aus der Erhellung dieser Schlüsselworte wiederum die ganzen Dichtungen in ihrer Eigenart besser verstehen lassen. Einen Höhepunkt seiner Darstellung bildet wohl das Kapitel über Gottfrieds «Tristan», wo sich jenseits der Gegensätze von Leid und Freude (im Gefolge der Minne) oder der einander zuwiderlaufenden Forderungen von «Ehre» und «Natur» das Ideal der «Mâze» erhebt: dieses bei Gottfried noch selten als solchen erkannten Zentralbegriffes, der die Erfüllung *aller* Ansprüche verlangt — im Sinne eines «höchstmittelalterlichen» Humanismus, vielleicht auch im Sinne jener mystischen, Eckhartischen, «Gerechtigkeit».

Über Maurers Darstellung des Bedeutungswandels von «Leid» hinaus wäre vielleicht einmal die Frage zu untersuchen, wie weit auch heute noch bei unsern psychologischen Wertungen dem Begriffe «Leid», entgegen der christlichen Seligpreisung, das odium des Ehrenrührigen anhaftet; und ob sich auch für uns noch, wie einst für Corneille, das Wort «Bonheur» auf «Honneur» zu reimen hat.

Maria Bindschedler

Charles de Montet: Evolution vers l'essentiel. Lausanne, Rouge, 1951.

Voici un livre écrit avec une conviction et une chaleur communicatives. Suivant une stratégie vieille comme le monde, et qui réussit quelquefois, l'auteur tente de provoquer un renversement de valeurs en transformant l'obstacle en instrument de progrès, les oppositions en ferments spirituels, ou, pour tout dire en deux mots, le mal en bien. Une telle stratégie est le signe d'un incoercible optimisme, d'une espérance qu'aucun échec empirique ne saurait détruire. Rappelons que M. de Montet, qui est décédé au milieu de l'année 1951, avait été cruellement meurtri peu de temps auparavant par la mort de son fils, à la mémoire duquel cet ouvrage est dédié.

De tous les côtés, aussi bien sur le terrain de la connaissance que sur celui de la vie et de l'action, l'homme se heurte à des oppositions de toute espèce, à des antagonismes douloureux. Impossible de concilier cette «alliance des contraires» avec l'idée de Dieu, «à moins que toute séparation, toute souffrance, tout conflit, toute opposition, ne soient le gage d'une solidarité, d'une consubstantialité, d'une communion cachées et secrètes qu'aucun ‚jugement selon les apparences' ne saurait menacer». (P. 19.) L'auteur s'évertue à mettre en évidence l'existence d'un principe suprême, matrice du monde, auquel il donne plusieurs dénominations: principe de complémentarité, de consubstantialité ou de relation.

Nous reprocherons à ce livre de ne pouvoir se dégager d'une constante ambiguïté théorique. L'intention de l'auteur est claire: elle est de déceler dans l'opposition même des contraires une unité foncière et réconciliatrice. Mais tantôt M. de Montet insiste sur la «polyphonie» du réel, sur l'universelle complémentarité, tantôt sur la consubstantialité de toutes choses, sans qu'on puisse jamais déceler s'il s'agit de deux plans de réalités, l'un phénoménal et l'autre nouménal, c'est-à-dire si l'Un l'emporte finalement sur le multiple ou, au contraire, si l'Un et le multiple sont définitivement relatifs l'un à l'autre et dialoguent éternellement sur le même plan de réalité. Nous ne pensons pas qu'il suffit de généraliser le principe de complémentarité, emprunté à la physique, en le mettant à toutes les sauces pour qu'automatiquement toutes les oppositions réelles révèlent une harmonie supérieure qu'elles contribuent à créer.

Malgré cette confusion métaphysique, l'ouvrage de M. de Montet est riche en aperçus ingénieux, en exemples suggestifs: il est un témoignage émouvant de cette classe d'hommes dont l'apport peut être parfois si précieux et que les métaphysiciens spécialistes auraient grand tort de traiter systématiquement par le mépris: nous voulons parler des médecins philosophes.

Maurice Gex

Rolin Wavre: L'imagination du réel et *La figure du monde.* 2 Cahiers de philosophie, collection Etre et Penser, La Baconnière, Neuchâtel, 1948 et 1951 (Préface de Jean Piaget).

Depuis le jour où l'esprit humain prit conscience de l'étrange pouvoir qu'il possède de réduire certains aspects de l'univers en schémas abstraits, de traduire certaines sensations en concepts logiquement coordonnés, d'animer ces sym-

boles et ces formules d'une vie presque autonome et de les relancer dans la réalité en quête de nouvelles expériences, il ne cesse de manifester son admiration ou son étonnement pour l'efficacité de cette méthode.

Certains savants, confiants dans la puissance d'une connaissance purement technique et craignant les généralisations abusives, pensent qu'il faut se borner à enregistrer cette efficacité sans en rechercher les causes, les moyens, les limites. D'autres penseurs, attirés vers des spéculations uniquement philosophiques, succombent parfois à la tentation de vouloir traiter le problème de la connaissance indépendamment des techniques formalisantes ou expérimentales de nos diverses sciences.

Entre ces deux attitudes extrêmes se situent des esprits qui, tout en attachant le plus haut prix au savoir spécifiquement structuré, admettent pourtant la possibilité et l'intérêt de le soumettre à une critique qui déborde le cadre technique et les entraîne parfois jusque dans le courant de la réflexion philosophique. Rolin Wavre était un de ces esprits.

Dans cette position intermédiaire, et sans doute pour en mieux protéger l'équilibre constamment menacé, Wavre a toujours évité de présenter ses remarques comme une théorie de la connaissance ou comme une méthodologie de la recherche scientifique. Telle est sa crainte de céder à l'esprit de système et de s'abandonner à quelque néoconformisme intellectuel. A ses yeux, la mathématique n'est ni une transcription abstraite du monde sensible, ni cet édifice que l'on se représente encore parfois, où une logique inconditionnelle déduit à partir d'axiomes évidents des conséquences nécessaires. Elle constitue simplement «un domaine, le seul d'ailleurs, où la pensée s'enchaîne par ses libres ressources». Elle atteste aussi la capacité de l'esprit de *construire un réel* (un réel mental, est-il précisé ailleurs) à partir d'idées distinctes et de quelques suggestions de l'expérience.

Qu'il s'agisse du premier ouvrage, où Wavre cherche à caractériser certains aspects de la méthode des mathématiques, ou du second qui porte sur un problème mathématiquement plus particulier, mais épistémologiquement plus vaste puisqu'il intéresse également le physicien et l'astronome, on est frappé de ce souci constant de proclamer l'autonomie de l'esprit et de défendre son activité contre toute tentative d'en limiter la méthode et d'en fixer a priori les voies. Cette indépendance jalousement protégée et la fantaisie si personnelle de l'auteur, toutes ces citations qu'il a choisies avec soin, mais au sujet desquelles il nous recommande lui-même une certaine prudence, cette place faite aux objections, même si c'est finalement pour tenter de les réfuter, ce goût du paradoxe qui éclate déjà dans l'un des deux titres, tout ceci contribue singulièrement à éveiller notre intérêt ou à raviver nos souvenirs.

Toutefois cette attitude comporte un risque. Celui de ne pas poursuivre le raisonnement jusque dans ses conséquences lointaines, de laisser le lecteur tirer lui-même ses conclusions au moment où le problème devient plus délicat à résoudre, ou de clore la discussion par une boutade. Assurément l'auteur nous intéresse et nous amuse, il nous surprend et nous déroute parfois; presque jamais il ne nous fait violence, mais c'est aussi peut-être parce que jamais nous ne savons

exactement jusqu'où va notre accord avec lui. Serait-ce la rançon d'une attitude intellectuelle qui semble s'apparenter assez étroitement à celle des grands humanistes ?

Considérons par exemple dans *L'imagination du réel* cette distinction entre découverte et invention qui constitue le centre d'intérêt de tout l'ouvrage. C'est en effet à cette distinction qu'aboutissent les considérations des chapitres précédents sur le déterminisme et la prévisibilité, sur la liberté et les contraintes qui se manifestent dans l'activité créatrice relative aux domaines les plus divers; c'est sur cette distinction que viennent aussi s'appuyer les chapitres suivants portant plus spécialement sur la recherche mathématique, sur sa tendance au réalisme, sur l'influence du platonisme et sur le rôle d'un sentiment esthétique, enfin sur l'enseignement des mathématiques (chapitre un peu décevant et où l'auteur ne laisse même pas entrevoir à ceux qui ne l'ont pas connu l'ampleur de son admirable talent pédagogique; il est vrai que dans ce domaine il n'existe guère de recette).

Il semble bien acquis aujourd'hui que la création intellectuelle, la recherche scientifique tout particulièrement, s'orientent suivant deux composantes au moins. J'accepte bien volontiers qu'on appelle l'une invention et l'autre découverte, et je reconnais que dans la plupart des cas il est relativement facile de déterminer la part de l'une et de l'autre; je suis heureux de voir à la lumière de cette distinction se présenter de manière moins théorique les vieilles oppositions entre réalisme et idéalisme, entre logique et intuition, entre analyse et synthèse, et se libérer partiellement d'une controverse métaphysique désespérée le problème de l'existence des êtres mathématiques. Il n'en reste pas moins que «cette distinction s'atténue lorsqu'on s'approche des *notions premières*», telles que nombre entier, ensemble, égalité, correspondance, etc.; on risque alors de se trouver singulièrement embarrassé ou de se livrer à une classification assez arbitraire. Ces complications n'ont pas échappé à l'auteur, qui accepterait même de «caractériser, dans un certain sens, les notions fondamentales par la difficulté d'une telle analyse». Toutefois, il n'insiste pas trop sur cette question, et peut-être a-t-il raison. Mais cela ne montre-t-il pas que la distinction entre l'invention et la découverte, pour suggestive qu'elle soit, ne saurait aller beaucoup plus loin que les autres couples de notions utilisées pour décrire le double pouvoir des mathématiques, leur rigueur et leur efficacité ?

On regrette donc que Wavre n'ait pas développé davantage ses réflexions sur les permutations possibles entre le caractère de découverte ou d'invention, de tel ou tel concept, sur le rôle que joue cette alternance dans la genèse de la connaissance scientifique, sur leur enchaînement en fait beaucoup plus complexe que ne le laissent supposer au non spécialiste quelques exemples bien choisis. Si l'on veut donc dépasser le stade d'une simple classification entre les découvertes et les inventions et affronter les problèmes méthodologiques posés par cette distinction, je ne vois pas pour ma part qu'on puisse éviter dans le cadre d'une épistémologie moderne la constatation du sens sommaire et ouvert des notions de découverte et d'invention et l'examen du rapport dialectique de ces deux fonctions de l'esprit.

Dans le dernier paragraphe du premier livre, Wavre affirme «que l'on ne peut se faire une juste idée de la signification du progrès actuel des sciences qu'à la condition d'être attentif à l'histoire des sciences». C'est la ligne directrice qui le conduit, dans le second ouvrage, des opinions des premiers philosophes sur la forme de la terre jusqu'aux idées des physiciens et mathématiciens actuels sur la notion d'espace. Ouvrage dont la valeur repose sur la compétence toute particulière de l'auteur, qui, il y a déjà une vingtaine d'années, publiait un livre plus proprement technique consacré aux figures planétaires et n'a cessé de s'intéresser à ce problème. En un langage facile, mais sans concessions exagérées à la vulgarisation, il passe en revue l'évolution de nos connaissances sur la forme et l'histoire du globe terrestre, sur sa constitution et sur son mouvement, signalant au passage l'apport d'une foule de savants et de philosophes et marquant les têtes de certains chapitres des plus grands noms, Aristote et Platon, Copernic, Galilée, Newton et le vide, Leibniz et le plein, de Kant à Einstein, l'espace chez Bergson. On trouverait difficilement un autre sujet pouvant se rapporter à un pareil système de référence.

Les derniers noms nous conduisent d'ailleurs déjà au problème plus général, mais combien plus ardu, de la structure et de la signification de l'espace. En effet, de difficiles et délicates qu'elles étaient pour la terre, les confrontations des théories avec la réalité deviennent quasi inexistantes, par l'impossibilité où se trouve la physique d'expérimenter géométriquement dans le cadre de l'atome ou dans celui de l'univers tout entier. La recherche sur ces plans doit faire appel à tout un appareil mathématique dont Wavre se garde bien de nous donner ou de supposer la connaissance. Ce qu'il cherche, c'est à évoquer la signification des problèmes, les points sur lesquels porte la critique, les notions qui peuvent être appelées à révision, plus spécialement celle d'espace à trois dimensions. En effet, ce cadre, où pendant si longtemps nous avions réussi à situer de manière satisfaisante l'origine de nos sensations, semble aujourd'hui refuser sa participation bienveillante. Devrons-nous vraiment étendre jusqu'à l'espace sensible la remarque de Ch.-Eug. Guye, que «c'est l'échelle de grandeur qui crée le phénomène»? Wavre semble le penser. Pourquoi n'aurait-il pas raison? L'échelle de grandeur, et avec elle peut-être tant d'autres choses . . .

D'un des derniers chapitres, intitulé *Sensations et calculs*, qu'on nous permette d'extraire en guise de conclusion les lignes suivantes, qui témoignent à la fois des obstacles qui se dressent sur le chemin de la connaissance scientifique et de la puissance de l'esprit vivant qui doit les surmonter. «Les sensations des objets de notre voisinage sont écrites en clair pour nous, elles n'ont pas besoin d'une traduction, elles se lisent immédiatement dans le réceptacle. Tandis que les lectures spectroscopiques constituent un cryptogramme qu'il s'agit de déchiffrer. Ce décryptement ne se fait plus suivant les mêmes règles de syntaxe que le texte en clair. Ces sensations ne se coordonnent pas d'une manière immédiate avec les autres. Les vieilles images de corpuscules en mouvement et même d'ondes mécaniques deviennent trompeuses. Il y a dans la théorie des quanta une crise de la représentation concrète des phénomènes.

Peut-être vaudrait-il mieux comprendre la symphonie sans chercher à voir le mouvement des archets.

Il semble difficile de sortir de ce malaise sans changer radicalement de point de vue. Passons des substantifs aux verbes!

La physique, réduite à ce qu'elle a d'essentiel, revient à prévoir un ensemble de sensations à partir d'un autre ensemble de sensations. L'existence des lois physiques n'est garantie que dans la mesure où ces prévisions sont possibles. Par là, nous ne voulons pas nier l'existence des lois puisqu'on a découvert tant de rapports simples entre des phénomènes qui paraissaient très compliqués et très différents. Mais nous voulons réduire la notion de loi à ce qu'elle a d'essentiel.»

Et un peu plus loin: «Les sensations seront reliées par des calculs, sans le secours d'un réceptacle. Les mathématiciens inventent les manières de relier les mesures suivant des schèmes opératoires . . . C'est donc une élévation de tout le niveau symbolique de la science qu'exige un certain malaise actuel. Pour mieux comprendre le fond caché de l'univers, il faudra peut-être renoncer à le voir.»

F. Fiala

Hans-Hermann Kritzinger: Zur Philosophie der Überwelt. Ursprung und Überwindung der Antinomien. J. C. B. Mohr, Tübingen 1951.

In diesem seltsamen «Versuch zur Philosophie der Überwelt» handelt es «sich nicht um Anhäufung von Wissen, von Kenntnissen, es handelt sich um Erkenntnis, um das Eine des Plotin, aus dem Alles (andere) abgeleitet werden kann»; es ist das Bestreben des Verfassers, «nicht Gelehrsamkeit als Kenntnis-Masse aufzuhäufen, sondern als Weltdeuter zur Auflösung der schreckenerregenden Rätsel der Gegenwart beizutragen». Das geschieht in der Hauptsache so, daß Kritzinger einen Wust von Zitaten heterogenster Herkunft — vom «Buch der Wandlungen» bis zur modernen Physik und Rhines «teleplastischen Experimenten» reichend — in völlig uneinsichtige verworrene Beziehungen bringt, um das Bestehen der «Überwelt» — sich vor allem in Prophetie und Telepathie bekundend — zu beschwören. Zwei Beispiele: eine Zeitung hat die Tuschzeichnung eines «Gesichtes» Albrecht Dürers aus dem Jahre 1525 einer Photographie der Detonation der Atombombe über Hiroshima gegenübergestellt. Kritzinger sagt: «Die Ähnlichkeit der Dürerschen Schau mit der Photographie ist erschreckend», er scheint sie für einen Beweis für «exakte Prophetie» zu halten. Sodann: «Die Statistik von Hunderten von Ehescheidungen hat ergeben, daß sich weit über die Grenze des Zufalls hinaus Ehen als instabil erweisen, bei denen der Abstand der Geburtstage der Ehepartner gerade ein Vierteljahr beträgt. Dies Naturgesetz ist soweit gesichert, daß es geradezu in der Eheberatung eine Rolle spielen könnte». Das mag genügen; erstaunlich ist eigentlich nur, daß diese wundersüchtige Schrift in der Sammlung «Philosophie und Geschichte» erscheinen konnte.

H. Kunz

Carlo Sganzini: Ursprung und Wirklichkeit. Beiträge zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik. Verlag Paul Haupt, Bern-Stuttgart 1951.

Der vorliegende Band, dessen Herausgabe von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Bern befürwortet und von der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, dem Staatsrat des Kantons Tessin (auf Antrag des Erziehungsdepartementes), der Ulrico-Hoepli-Stiftung sowie der Stiftung Pro Helvetia mit Beiträgen unterstützt wurde, enthält die wichtigsten Arbeiten Carlo Sganzinis (1881—1943), des früheren Berner Ordinarius für Philosophie, Psychologie und Pädagogik. Damit werden die wichtigsten Publikationen Sganzinis, bisher größtenteils in Zeitschriften verstreut und nicht leicht erreichbar, erstmals im erforderlichen Zusammenhang zugänglich gemacht. Auch einige Arbeiten aus dem Nachlaß sind aufgenommen worden. Da Sganzini selber nicht dazugekommen ist, seine zum Teil nur programmatisch und skizzenhaft vorgelegten Grundgedanken in einer größeren und zusammenfassenden Darstellung bekanntzumachen, möchte das Buch, durch die Art der Auswahl und die systematische Anordnung der einzelnen Schriften sowie durch die ausführliche «Einleitung» und die den fünf Teilen des Bandes vorangestellten erläuternden «Vorbemerkungen», nach Möglichkeit einen Ersatz für die fehlende Gesamtdarstellung bieten. Die Einleitung gibt nicht nur eine systematische Überschau über die Hauptgedanken, sondern zeigt überdies die historischen Anknüpfungspunkte und sucht den Ort Sganzinis in der Philosophie der Gegenwart zu bestimmen. Eine Bibliographie und biographische Daten bilden willkommene Ergänzungen.

Es ist die Überzeugung der Herausgeber, daß Sganzini, ein zu Unrecht wenig bekannter Denker, Wesentliches zur Klärung der philosophischen, psychologischen und pädagogischen Problematik in ihrer heutigen Gestalt beizutragen vermag. Sganzinis Bemühungen fügen sich nicht nur in den Zusammenhang der großen Tradition ein, sondern stehen mitten in der aktuellen Problematik der Gegenwartsphilosophie. An den neuesten Umwälzungen in den exakten Wissenschaften und am Neubau der Psychologie, die für die gegenwärtige Lage bestimmend wurden, hat Sganzini lebhaften Anteil genommen. Er hat sich mit den wesentlichen Strömungen der Gegenwartsphilosophie auseinandergesetzt. Namentlich an phänomenologische und ontologische — insbesondere «Fundamentalontologie» —, an wissenschaftskritische sowie an existenzphilosophische Motive hat er in eigenständiger Weise angeknüpft. Er hat sie im Brennpunkt seiner «Theorie der fundamentalen Strukturen» gesammelt, die sein Hauptanliegen bildet.

Mit der «Theorie der fundamentalen Strukturen» (Teil I und II des Bandes) möchte Sganzini eine selbst noch hinter den Sinn der Transzendentalen zurückgreifende letzte Grundlegung der *Philosophie* geben. Die *Psychologie*, die Sganzini unter Verwertung der neuesten Ansätze als eine überstandpunktliche, vom amerikanischen Behaviorismus scharf unterschiedene *Lehre vom Verhalten* entwirft, bildet dabei den inhaltlichen Ausgangspunkt — so sehr sie anderseits zugleich einen Anwendungsfall der Strukturtheorie darstellt (Teil III). Obwohl

der Sganzinische Entwurf einer Verhaltenspsychologie mit dem philosophischen Hauptbestreben eng zusammenhängt, ist dieser Entwurf auch für sich allein, im Rahmen der heute noch andauernden Diskussion um die Grundlagen der Psychologie sehr bedeutsam. Die *Pädagogik als Philosophie der Erziehung* erweist sich als ein bevorzugtes Anwendungsfeld der Strukturtheorie, dem Sganzini seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte (Teil IV). Da die Strukturtheorie der Absicht nach einen elastischen Rahmen für alle vorkommenden und denkbaren Philosophien, Weltanschauungen, Standpunkte und Problemlösungen abgibt und nicht selber einen einseitigen «Standpunkt» darstellt, da also Systematik und Geschichte eine innere Einheit bilden, sind die Sganzinischen Analysen historischer Gestaltungen ebenfalls unter den Gesichtspunkt der Strukturtheorie zu stellen (Teil V). Diese Untersuchungen sind aber auch wertvolle Beiträge zur Philosophiegeschichte: vor allem sei die seinerzeit vielbeachtete Abhandlung über Gentile erwähnt (V, 1) und im Hinblick auf den Pestalozzi-Aufsatz (V, 2) sei beigefügt, daß Sganzini zu den maßgebenden Pestalozziforschern gehört. Auch in dieser Hinsicht ist er bisher im deutschen Sprachgebiet zu wenig bekannt.

Das Buch ist für alle von Bedeutung, die an der gegenwärtigen philosophischen, psychologischen und pädagogischen Problematik Anteil nehmen und nach grundsätzlichen Lösungen suchen. Den Herausgebern *Hans Ryffel* und *Gottfried Fankhauser*, die in sorgfältiger Kleinarbeit die Edition betreuten, ist für ihre hingebungsvolle Bemühung zu danken. Eine umfassende «Einleitung» von Hans Ryffel und ein «Geleitwort» von Hermann Gauß und Arthur Stein eröffnen den stattlichen Band, der sich unzweifelhaft im philosophischen Schrifttum den ihm gebührenden Platz erobern wird. *Josef Rattner*

Nicolai Hartmann: Teleologisches Denken. W. de Gruyter & Co., Berlin 1951.

Obgleich diese Abhandlung aus dem Nachlaß herausgegeben worden ist, lag sie doch bereits seit 1944 druckfertig vor. Hartmann wollte sie erst nach der «Philosophie der Natur», von der sie ursprünglich als Teil gedacht war, veröffentlichen. Im Zentrum steht wohl die «Kategorialanalyse des Finalnexus», indessen liegt das Gewicht doch auf der Kritik der mannigfachen verfehlten Anwendungen der nur im geistigen Bewußtsein, also im Bereich des Menschen realisierten und legitimen Kategorie auf außermenschliche Seinszusammenhänge (organisches Geschehen, Geschichte, Weltentstehung und kosmische Abläufe). Hartmann enthüllt die Motive im naiven Bewußtsein, im wissenschaftlichen und im populär- und spekulativ-metaphysischen Denken, die zu jenen haltlosen Ausweitungen der sowohl als Erkenntnis- wie als Seinskategorie fungierenden Finalität geführt haben; und wenngleich man sich die historischen Exemplifikationen gelegentlich etwas weniger stilisiert gewünscht hätte, ist die Kritik trotzdem durchwegs überzeugend: sie bildet ein großartiges Dokument der Hartmannschen Nüchternheit und Phänomentreue. Was die kategoriale Analyse des Finalnexus angeht, so leidet sie wohl etwas unter der erstarrten Schichtenkonzeption. Hartmann erweitert hier die «unvollständige Finalanalyse

des Aristoteles», die an der menschlichen Kunstfertigkeit orientiert ist und nur zwei «Bewegungen» — den noetischen, die Mittel zur Verwirklichung des Eidos (Zweck) entwerfenden Prozeß und das in der Außenwelt ablaufende Realisierungsgeschehen — kennt, um einen dritten Akt, so daß ein dreischichtiger Zusammenhang entsteht: «1. Akt: Setzung des Zweckes im Bewußtsein mit Überspringen des Zeitflusses, als Antizipation des Künftigen; 2. Akt: Selektion der Mittel vom gesetzten Zweck aus im Bewußtsein (rückläufige Determination); 3. Akt: Realisation durch die Reihe der seligierten Mittel; rechtläufiger Realprozeß außerhalb des Bewußtseins». Der 1. und 2. Prozeß «spielen durchaus nur in mente», in der «Anschauungszeit», während erst der 3. ein in der «Realzeit» ablaufender «reiner Kausalprozeß» ist. Der die irreführenden universalen Anwendungen des Finalnexus ermöglichende Grund liegt darin, daß sich einem Realprozeß von außen nicht ansehen läßt, ob es sich bloß um einen Kausal- oder überdies um einen Finalnexus handelt. Man möchte dringend wünschen, daß dieses ausgezeichnete Buch eine große Leserschaft findet, zumal die darin aufgezeigten Grenzüberschreitungen noch immer — oder wieder — zeitgemäß sind.

H. Kunz

Johannes Thyssen: Die wissenschaftliche Wahrheit in der Philosophie. H. Bouvier & Co. Verlag, Bonn 1950.

Die Schrift will einerseits eine Art von Fortsetzung der 1930 erschienenen «philosophischen Methode» des Verfassers, andererseits eine Auseinandersetzung mit der Jaspersschen Auffassung der philosophischen Wahrheit sein. Wie Thyssen auf diese letztere Meinung kam, ist kaum verständlich; denn faktisch berührt er in der Folge die Jasperssche Konzeption nur ganz peripher und flüchtig — und kann es gar nicht anders tun, weil Thyssens eigener Ansatz im Bereich des gegenständlichen Erkennens bleibt, rücksichtlich dessen die «philosophische Wahrheit» sich lediglich in ihrem Allgemeinheitsgrad von der partikularwissenschaftlichen unterscheidet. Er trennt an den empirischen Gegenständen die «Dominanten» (zum Beispiel sinnlich wahrgenommene Objektqualitäten) als Träger der Konkreta vom «Inhärenten» (Beziehungen, Kategorien), und versucht den Nachweis zu führen, daß sich die philosophischen Aussagen im Inhärenten bewegen, was beispielhaft unter anderem auch an Kants erstem Raumargument demonstriert wird. Die nicht immer leicht zu verstehenden Darlegungen entziehen sich einem kurzen Referat. *H. Kunz*

Hans Leisegang: Meine Weltanschauung. W. de Gruyter & Co., Berlin 1951.

Die aus dem Nachlaß herausgegebene Schrift entstand 1947 auf Verlangen der SMA an die damaligen Philosophiedozenten der Jenaer Universität, ihre «Weltanschauung» darzulegen und darin zum dialektischen Materialismus Stellung zu nehmen. Davon findet sich freilich nichts, vielmehr skizziert Leisegang ohne jede politischen Nebentöne knapp seine philosophische Entwicklung, die vom Problem des Verstehens der Philosophiegeschichte ausging und seine Lösung in

der Entdeckung und Herausarbeitung von verschiedenen «Denkformen» (oder «Logiken») fand, wie Leisegang sie im gleichbetitelten Werk eingehend expliziert hat. Der Hauptteil der vorliegenden Schrift ist ein Referat dieses Werkes, woran sich die systematischen Konsequenzen schließen, die Leisegang aus der erwähnten philosophiegeschichtlichen Lösung gezogen hat. Sie lassen sich in den folgenden Sätzen zusammenfassen: «Es ist ... nicht wahr, daß die Natur keinen Sprung macht. Sie springt vielmehr vom toten Stoff zum lebendigen Organismus und vom bloßen Leben zum Geist über für uns unausfüllbare Abgründe hinweg, und alle Versuche, den Stoff zu vitalisieren oder den menschlichen Geist in tierische oder pflanzliche Organismen hineinzudeuten, sind Fehlversuche und ungerechtfertigte Verallgemeinerungen unseres Denkens, das trotz besserer Einsicht immer wieder monistisches Denken sein, die Welt aus einem einzigen Prinzip begreifen und, was noch viel gefährlicher ist, aus einem Punkte kurieren will trotz stündlicher, täglicher und tausendjähriger Erfahrung, daß alle solche Versuche eine Verfälschung der Wirklichkeit und der Wahrheit sind». Hinsichtlich der Kulturphilosophie hat Leisegang an eine «absolute Rangordnung der Werte» geglaubt, die eine Kultur beherrschen.

H. Kunz

Egon Vietta: Die Seinsfrage bei Martin Heidegger. Curt E. Schwab, Stuttgart 1950.

Angesichts der mannigfachen Versuche, jenen einen Zugang zum Denken Heideggers zu bahnen, die das Studium seiner Schriften zu «schwer» ankommt, drängt sich nachgerade die Frage nach dem Sinn dieser Unternehmungen auf. Gewiß kann man sich an ihrer Hand über Heidegger «unterhalten» und diese oder jene «Meinung» über seine Bedeutung hegen. Aber verschüttet man sich solcherart nicht vollends die einzige wesentliche, nämlich produktive, das eigene denkende Bemühen erweckende — sei es im übrigen das Heideggersche Philosophieren bejahende oder verneinende — Begegnung mit ihm? Auch die adäquateste Auslegung des Sinnes seiner Sätze kann die Anstrengung des Versuches ihrer unmittelbaren Aneignung so wenig ersetzen, wie etwa die Beschreibung des Sehens uns vom Vollzug desselben befreit. Die Schrift Viettas will freilich nicht das Studium der Werke Heideggers ersetzen, sondern lediglich zu ihm hinführen. Man muß ihr zugestehen, daß sie dazu in der Tat das zentrale Problem Heideggers zum Leitfaden wählt und außerdem aus einer großen — gelegentlich etwas zudringlichen — Vertrautheit auch mit unveröffentlichten Äußerungen Heideggers spricht. Trotzdem bleibt zu befürchten, daß sie dessen Denken für die Leser von vornherein in einen mißverständlichen Aspekt rückt — und zwar zufolge der bevorzugten Darstellungsweise. Vietta will nämlich das Philosophieren Heideggers «nicht mit begrifflicher Schärfe, sondern mit dem Ziel größerer Anschaulichkeit» darstellen «und deshalb die Gedanken teilweise mit dichterischen Mitteln vertreten..., um die Tragweite dieser Wende» (vom Seienden — das Vietta übrigens inkorrekt öfters mit der «Materie» identifiziert — zum Sein) «am Horizont der Gegenwart aufzuweisen». Ob man die Verwendung von Bildern und das Einschieben von «Gesprächen» bereits als «dichterische Mittel» beanspruchen

darf, sei dahingestellt. Daß Heidegger selbst in seinen späteren Publikationen gelegentlich zum dichterischen Wort greift, rechtfertigt denselben Ausweg beim Darsteller keineswegs von vornherein. Auch die Deutung des Denkens des Seins als Gegenstoß zur Fluchtbewegung der Zivilisation und ihrer Technik akzentuiert zu sehr das «weltanschauliche Pathos» auf Kosten des Gehaltes des Denkens. Aber weil Vietta wie gesagt seinen Einführungsversuch um die Seinsfrage kreisen läßt, mag er dem oder jenem den direkten Zugang zu Heidegger erleichtern. *H. Kunz*

Eberhard Rogge: Axiomatik alles möglichen Philosophierens. Westkulturverlag Anton Hain, Meisenheim/Glan 1950.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß alle erkenntnistheoretischen Fragestellungen und immanenten Diskussionen eine Reihe von Prinzipien voraussetzen, die das Gesamtgebäude einer Erkenntnistheorie fundieren. Nach der Auffassung Rogges lassen sich diese Prinzipien in «Voraussetzungsdreiheiten» zusammenfassen, die drei ausgeprägten Grundhaltungen des philosophischen Denkens entsprechen, und zwar im Sinne der Diltheyschen Typen der Weltanschauung, wobei Rogge den logistisch orientierten Wiener Kreis, Brentanos Sprachkritik und Heideggers Fundamentalontologie einander gegenüberstellt. Der strengen Tradition der Brentano-Schule folgend, versucht Rogge den Standort der gegenwärtigen Philosophie durch minutiöse Analysen zu bestimmen; seine Erörterungen umspannen — in magnis voluisse sat est — den Gesamtbereich philosophischer Problematik, was naturgemäß nicht ohne perspektivische Verkürzungen und betonte Akzentuierung eigenwilliger Gesichtspunkte abgeht. Die vorliegende Schrift des sehr jung verstorbenen Philosophen läßt uns bedauern, daß es dem Verfasser nicht mehr möglich war, seine Untersuchungen über das «grundsätzliche Sprechen der Logistik, der Sprach-Kritik und der Lebensmetaphysik» in abschließender Form zu gestalten. *Josef Rattner*

Helmut Thielicke: Der Nihilismus. Otto Reichl Verlag, Tübingen 1950.

Seit einigen Jahrzehnten spricht man davon, daß Europa und damit die ganze Welt vom Gespenst des Nihilismus bedroht sei. Von den verschiedensten Seiten her wird zur Abwehr gegen diese Bedrohung aufgerufen, ohne daß allgemeine Klarheit darüber bestünde, was man eigentlich unter Nihilismus zu verstehen habe. Die «Heraufkunft des europäischen Nihilismus», die Nietzsche als einer der ersten mit eindrücklichen Worten angekündigt hatte, läßt sich nur begreifen aus philosophischen und kulturgeschichtlichen Erwägungen, die anzustellen heute notwendiger denn je erscheint; ist doch das Nihilismusproblem längst zu einer Grundfrage des heutigen Menschen geworden. Inmitten der endlosen Diskussionen über Herkunft, Ursache und Überwindung des Nihilismus scheint es für jeden verantwortungsbewußten Einzelnen unumgänglich, in diesen Fragen eine prinzipielle Abklärung anzustreben.

Der Nihilismus ist eine Interpretation der Welt und des menschlichen Lebens. Als solche gehört er zu den möglichen Interpretationen von Sinn und Wert der Wirklichkeit, die uns durch Philosophie, Wissenschaft und Religion nahegelegt werden. Zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, kann der Mensch nicht umhin, eine Gesamtbewertung seines Lebens und der Welt überhaupt durchzuführen. Insofern diese Bewertung die Welt weder «die beste aller Welten» (Optimismus) noch die «schlechteste aller Welten» (Pessimismus) nennt, sondern die Welt abseits vom Vorherrschen eines guten oder bösen Prinzips einfach sinn- und wertlos, ohne Ordnung und Gestaltung heißt, darf von Nihilismus gesprochen werden. Es leuchtet ein, daß der Nihilismus im Grunde ein radikalisierter Pessimismus ist. Die mannigfaltigen Erfahrungen der Nichtigkeit der Welt und des menschlichen Lebens veranlassen den «Nihilisten» (das Wort Nihilismus wurde zuerst von Fr. H. Jacobi gebraucht, später im heute verwendeten Sinne von F. v. Baader; populär wurde es durch Turgenjews Roman «Väter und Söhne»), ein «vernichtendes» Gesamturteil über Welt und Wirklichkeit auszusprechen. Dabei ist es nur dann korrekt, von Nihilismus zu reden, wenn jegliche Sinn- und Werthaftigkeit innerhalb der Welt geleugnet wird. Wann immer Sinn und Wert noch in irgendeiner Form anerkannt werden, handelt es sich nicht um Nihilismus. Hält man sich dies mit aller Klarheit vor Augen, so erkennt man, daß es eigentliche und echte Nihilisten mit Ausnahme einiger Spielarten des Buddhismus gar nicht gibt und vielleicht auch gar nicht geben kann. Was gemeinhin im abschätzigen Sinne mit dem Ausdruck Nihilismus belegt wird, ist in der Regel nicht nihilistisch — es widerspricht teilweise nur traditionellen Wertungen, wobei aus dem Gesichtswinkel dieser Werte alles als nihilistisch erscheint, was aus dem Rahmen überlieferter Dogmen und Glaubenssätze fällt. Auf Grund dieser Sachlage wird ein heilloser Mißbrauch mit dem Verdikt des «Nihilismus» getrieben, der eine klare Problemstellung nahezu unmöglich macht.

Diese grundsätzlichen Erwägungen müssen der Auseinandersetzung mit der Schrift Helmut Thielickes vorausgeschickt werden, die sich mit dem Kulturphänomen des Nihilismus, seiner Entstehung, seinem Wesen und seiner Überwindung befaßt. Thielicke spricht als Theologe und verfällt immer wieder der Versuchung, das nichtreligiöse Denken als nihilistisch zu charakterisieren. Dabei wird der «Rechtspositivismus» als «Nihilismus im Recht» vor Augen geführt, und der Verfasser versteigt sich zu der gewagten, durch die Geschichte keineswegs zu belegenden Hypothese, daß eine Entgötterung des Weltgrundes ein Schwinden der Gerechtigkeit und der sittlichen Wertgesetze beinhalte. Auch die positivistisch ausgerichtete Medizin soll als nihilistisch gelten, und Heidegger, Camus und Sartre werden als Nihilismus in der Philosophie vorgestellt, was wohl keinem dieser drei Philosophen gerecht wird. Denn Philosophien der Immanenz sind keineswegs nihilistisch, weil sie an Stelle der Transzendenz die Diesseitigkeit setzen, und sie verleugnen nicht die Werte, wenn sie diese auf den Menschen zurückführen — wenn auch als höchster Wert die schöpferische Individualität eingesetzt wird, so hat man es immer noch mit «Werten» zu tun; die von der Existenzphilosophie hervorgehobenen Phänomene der Angst, des Ekels und der Verzweiflung sind kein «Ausdruck des Nihilismus», sondern wollen nur eine rea-

listische Analyse des Menschseins anstreben — hier von Nihilismus zu reden, wird nur solchen Autoren einfallen, die wie Thielicke ihren theologischen Standort verabsolutieren und jede nichtreligiöse Philosophie oder jede antimetaphysische Wissenschaft mit dem Verdikt des Nihilismus belegen. Da dieses Verfahren außerordentlich zweifelhaft ist, kann man weder der Argumentation noch den Schlußfolgerungen Thielickes die Zustimmung geben. *Josef Rattner*

Hans Werthmüller: Der Weltprozeß und die Farben. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1950.

Die These Werthmüllers ist, daß der Stufenbau der Wirklichkeit demjenigen der Farben, so wie er sich im Spektrum des Sonnenlichtes ergibt, völlig entspreche, so daß mittels der Farben der «Grundriß eines integralen Analogiesystems» dargestellt werden könne. Das so entstandene «allgemeingültige Beziehungssystem» soll den Schlüssel zum Verständnis aller Beziehungen liefern, seien es nun physikalische, biologische, psychologische, philosophische, theologische oder geschichtliche. Den vier Wirklichkeitsschichten und den ihnen zugeordneten Wissenschaften sollen bestimmte Farbcharaktere zu eigen sein: Physis und Physik gehören zum Weiß-Schwarz-Gegensatz; Bios und Biologie unterstehen dem Grün; Psyche und Psychologie sind «rote» Wirklichkeits- und Denkbereiche, und der Geist und die Philosophie schließlich — man wird an Hegels Eule der Minerva erinnert, die nur in der hereinbrechenden Dunkelheit ausfliegt — müssen unter das Grau verrechnet werden. Auf dem Gebiete menschlicher Überlieferung sollen denselben Kategorien entsprechen: die Vorgeschichte der Menschheit dem Weiß-Schwarz; die ersten verhältnismäßig geschichtsarmen Hochkulturen dem Grün; die zweiten, geschichtsintensiven Hochkulturen dem Rot; endlich als vierte Stufe die Technokratie, die technische Weltzivilisation, dem Grau. In diesem Sinne handelt Werthmüller mit einem erstaunlichen Kenntnisreichtum den Gesamtbereich der Wirklichkeit und des menschlichen Denkens ab und weiß mit schätzenswerter Souveränität sein «integrales Analogiesystem» immer und überall anzuwenden. Wirkt so in dieser Hinsicht sein Versuch imponierend, so kann man doch nicht umhin, zu fragen, ob die grandiose Bemühung sich nicht darin erschöpft, eine einfache Bildsprache hervorgebracht zu haben, die in mehr oder weniger ungebundener Phantasie den Weltprozeß «farbig» interpretiert. Als dichterisch gemeinter Versuch mag diese Kosmogonie angehen — der Philosoph aber wird die Disziplinierthcit des Denkens vermissen, was jedoch die Bewunderung für die universale Belesenheit des Autors in keiner Weise beeinträchtigen muß. *Josef Rattner*

Foi et raison: Quatre conférences présentées au Centre protestant d'études à Genève, préfacées par M. D. Christoff, un vol. 19,5 × 13 de 127 p. Edition Sonor. Genève 1950.

Le Centre protestant d'études de Genève cherche à incarner la foi réformée dans les manifestations de la vie de l'esprit. Le travail du philosophe, par exemple, vérifie-t-il ou supprime-t-il la Révélation, ou bien prépare-t-il l'homme à y croire ?

Sans tomber dans l'orthodoxie, ni dans le libéralisme, M. D. Christoff développe cette problématique comme introduction à une confrontation sur ce sujet.

Pour M. Thévenaz, étudier les conflits des facultés de croire et de penser, l'opposition de la connaissance religieuse et de la connaissance rationnelle, la comparaison entre la philosophie, la science et la religion, conduit à des impasses. Le penseur réformé préfère se pencher sur «la situation du croyant philosophe», sur le fait que Dieu met en question la raison, la foi et les valeurs, qui ne valent pas en elles-mêmes, mais seulement dans la promesse de salut en Jésus-Christ. C'est pourquoi, tout en doutant de la valeur de la raison, le penseur réformé s'engage dans le monde et poursuit son œuvre philosophique.

L'analyse des facteurs constitutifs de la certitude, l'étude de la vérité et de l'erreur conduisent M. Reverdin à mettre en lumière la notion de valeur, présente dans les relations entre le «donné» et le «construit». La recherche de la vérité implique la quête du bien et l'instauration d'une société des esprits; la science, la morale et la religion sont donc étroitement liées, quand on les envisage à travers la notion de valeur.

La raison fait-elle évanouir les mythes ou les conserve-t-elle? Pour M. Miéville, pensée mythique et pensée rationnelle reposent sur les notions d'ordre et d'activité, qui portées à l'absolu conduisent à des impasses: si la liberté créatrice de Dieu est absolument libre, son ordre est relatif, si elle se réfère à un ordre préexistant, sa liberté est relative. Pour l'homme, activité et ordre sont complémentaires, mais leurs rapports en Dieu nous échappent. Une «pensée religieuse philosophiquement avertie» usera du langage mythique et du langage rationnel pour exprimer sa relation avec l'absolu, sans jamais parvenir à une connaissance adéquate.

Pour M. P. Frutiger, la science et la religion sont sur deux plans distincts et pourtant envisagent la même réalité sous des angles différents, quoique historiquement l'autorité de la Bible et celle d'Aristote aient souvent empêché cette convergence; en effet, la raison est présente dans toutes les activités de l'esprit, si on la considère comme un instrument de connaissance et non comme une faculté discursive. Ce sens large de la raison permet d'intégrer l'irrationnel, le religieux.

Face à ce dialogue de philosophes de diverses tendances, le théologien se demande pourquoi M. Thévenaz ne distingue pas entre la foi, don de Dieu, qui ne peut être mis en question par le fidèle, et l'acte de foi, attitude humaine en présence de ce don; pourquoi M. Reverdin passe sous silence les nuances entre certitude philosophique et certitude chrétienne, les différences entre la société des esprits et l'Eglise. M. Miéville entend-il par «pensée religieuse philosophiquement avertie» un compromis entre la foi et l'esprit critique, un genre d'éclectisme (dénoncé par Brunschvicg), un symbolisme qui risque de faire perdre à la raison son originalité et à la foi sa substance? Le croyant aurait rappelé à M. Frutiger qu'il croit au Sauveur non pour connaître l'univers, mais pour jouir de la présence de Dieu. Confrontation féconde certes, où les auteurs auraient aimé avoir plus de temps pour s'exprimer; mais confrontation plus précise, si les théologiens avaient pu faire entendre la voix de l'Eglise. *G.-Ph. Widmer*

Beth E. W.: Les Fondements logiques des Mathématiques, dans «Collection de Logique mathématique», préface de Mme Destouches-Février, Gauthier-Villars, Paris, E. Nauwelaerts, Louvain, 1950, 1 vol. in-8, 222 pages.

Le vaste et toujours actuel problème des fondements des mathématiques est traité ici à la fois des points de vue historique, analytique et critique par un esprit original et bien informé. Cet ouvrage vient combler une lacune dans la littérature mathématique-philosophique française. Un «lecteur de langue française, en particulier un étudiant, observe Mme Destouches-Février, trouve difficilement un ouvrage d'ensemble qui soit écrit dans sa langue et tienne compte des travaux récents et si divers concernant cette question». L'ouvrage de M. Beth, «amplement informé, solidement construit et clairement écrit», répond tout à fait à cette attente. Sur le terrain philosophique on peut ne pas partager en tous points les opinions de l'auteur, il n'en reste pas moins que tout lecteur impartial tirera de la confrontation des différentes doctrines un enrichissement appréciable. L'abondante bibliographie, d'abord distribuée à la suite de chaque chapitre, puis rassemblée par ordre alphabétique à la fin de l'ouvrage, permet à qui le désire de s'orienter vers telle question particulière ou de saisir la question des fondements des mathématiques dans son ensemble.

Raymond Savioz

Hans Leisegang: Denkformen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1951.

Unter einer «Denkform» versteht Leisegang «die auf die logische Struktur eines Bereiches gleichartiger Gegenstände und der zwischen ihnen bestehenden Beziehungen zutreffenden Begriffsbildungen und die Verbindungen der Begriffe in Sätzen und Schlüssen». Im Unterschied zu den andersartigen Weltanschauungstypologien von Dilthey, Jaspers u. a. versucht nun Leisegang an Hand der Analyse einzelner philosophischer Texte die Einheit der jeweiligen Denkform und Weltanschauung herauszuarbeiten und so, unter Anerkennung von verschiedenen «Logiken», ein geschichtliches Verständnis der sich widersprechenden Philosophien zu gewinnen. «Der sich als einheitliches Wesen durch die ganze Menschheitsgeschichte entfaltende, eine objektive Geist Hegels hat seinen unmittelbaren Vorläufer in der einen, allgemeingültigen Vernunft der Aufklärer, und diese wieder läßt sich zurückverfolgen bis zum λόγος κοινός der Stoiker und Heraklits. Obgleich die Denker aller Zeiten sich immer wieder vor das Problem des Verstehens fremden Geistes gestellt sahen, und dies nicht nur bei ihrer historischen Forschung, sondern im Leben selbst, haben sie doch an dieser den tatsächlichen Sachverhalt auf eine ungeheuerliche Weise vereinfachenden Fiktion des einen allein richtigen Denkens und der einen allein maßgebenden Logik festgehalten». Als solche Denkformen charakterisiert der Verfasser den «Gedankenkreis» (vor allem an Heraklit, Paulus und Goethe illustriert), der sich am Kreisprozeß des organischen Lebens orientiert und kennzeichnend für das Denken der

Mystiker sei; den «Kreis von Kreisen» — eine in erster Linie von Hegel großartig realisierte Denkweise, die Leisegang besonders eingehend zergliedert, dabei das Denken Hegels als ein «gegenständliches» auffassend; die «Begriffspyramide» (als Denkmodell der Einteilung von Begriffen in Gattungen und Arten, an Platon, Aristoteles und den scholastischen Summen aufgewiesen); schließlich die «euklidisch-mathematische Denkform», die bei Euklid nicht mit der Syllogistik identisch war, an diese vielmehr erst von den späteren Kommentatoren angeglichen worden ist. Ein eigenes Kapitel widmet der Verfasser den Antinomien; diejenigen Kants nennt er «künstlich» — die daran geübte heftige Kritik hält sich nicht an den Problemgehalt, sondern wirft Kant in der Hauptsache sein mangelhaftes philosophiegeschichtliches Wissen vor. Ein Durchgehen der Geschichtsphilosophien von den Griechen bis zu den modernen Theorien — Augustin erfährt eine sehr eingehende Behandlung — weist das Zusammenspielen der Denkformen als Gegensatz von kreisförmiger Entwicklung und geradlinigem Fortschritt auf. Es ist ein solid gearbeitetes, ungemein klares Buch; wie weit die darin begonnenen Intentionen des verstorbenen Verfassers zur angezeigten «Logik und Dialektik» gediehen sind, bleibt abzuwarten. *H. Kunz*

Herbert Kraus: Von ehrlicher Kriegsführung und gerechtem Friedensschluß. Eine Studie über Immanuel Kant. Heft 149 der Reihe Recht und Staat, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1950.

Dieser Vortrag, gehalten vor der Gesellschaft der Freunde Kants in Göttingen zu Kants 226. Geburtstage am 22. April 1950, geht Gedanken Kants nach, welche über seine Zeit hinaus «befruchtend und mahnend in unsere Gegenwart» wirken oder wirken sollten. Kraus prüft, inwieweit die Ansichten Kants über das Völkerrecht eine solche Bedeutung besitzen. Er stellt die wichtigsten Äußerungen Kants zum Problem von Krieg und Frieden, wie sie vor allem in der Schrift «Zum ewigen Frieden» enthalten sind, knapp dar. Besonderes Gewicht legt Kraus darauf, die sich widersprechenden Äußerungen Kants über die Bedeutung des Krieges einander gegenüber zu stellen. Kraus löst diese Widersprüche auf, indem er den ewigen Frieden nur als eine regulative Idee — recte in Kantscher Terminologie ein regulatives Prinzip — ansieht.

Kraus findet die Ansichten Kants hochaktuell, welche auch dem ungerechten Feinde gegenüber ehrliche Kriegsführung und einen Friedensschluß, welcher auf Vergangenes nicht zurückgreift, fordern. «So fühlt man Absicht und man wird verstimmt.» *H. Schultz*

Hans Welzel: Um die finale Handlungslehre. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1949.

Von allen juristischen Sonderdisziplinen führt außer dem Staatsrecht das Strafrecht am leichtesten zu philosophischen Fragestellungen. Die Praxis des Strafrechts ist ja nichts anderes als ein großartiges Exercitium über die Frage

der menschlichen Freiheit und Schuld. Deshalb ist es nicht erstaunlich, wenn die Ergebnisse philosophischer Besinnung vor allem in den strafrechtlichen Lehren wirksam werden. Anselm von Feuerbach folgte 1801 in seinem Lehrbuch mit der Theorie des psychologischen Zwanges Immanuel Kant; in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Hegels Einfluß herrschend und wirkte auf die Strafrechtler A. F. Berner, Köstlin und Hälschner. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert folgte auch das Strafrecht der Lehre des reinen Positivismus: Aufgabe der Strafrechtswissenschaft war die widerspruchslose, systematische Darstellung des durch eine bestimmte Gesetzgebung gegebenen Strafrechtes.

Diese positivistische Strafrechtslehre arbeitete mit einem naturalistischen Handlungsbegriff. Handlung war für sie die willkürlich bewirkte Veränderung der Außenwelt. Die psychische Beziehung des Handelnden zu dieser Handlung wurde systematisch als Schuld in der Form des Vorsatzes oder der Fahrlässigkeit gesondert dargestellt.

Beeinflußt von den modernen philosophischen Ansichten über die Eigenart menschlichen Verhaltens (Phänomenologie, philosophische Anthropologie) und in bewußtem Rückgriff auf die aristotelisch-thomistische Überlieferung (causa finalis!) stellte Welzel der herrschenden Lehre die Theorie der finalen Handlung gegenüber. Finalität ist für Welzel eine ontologische Kategorie. Sie kennzeichnet menschliches Handeln als — der Möglichkeit nach immer — ein Handeln, welches ausgeht von einem Subjekt, dem die Folgen der Handlungsweise zum voraus erkennbar sind und welches sein Handeln nach den vorausgesehenen und vorgesetzten Wirkungen des Handelns richtet. Der Vorsatz gehört nach dieser Lehre zum vorjuristischen Handlungsbegriff und, entgegen der herrschenden Lehre, nicht zur Schuld. Er wird vielmehr durch das Urteil über die Schuld bewertet, ob er in der, der betreffenden Rechtsordnung entsprechenden Weise, sozialethisch verwerflich war oder nicht.

Diese seine Lehre verteidigt Welzel in der angezeigten Schrift gegen Angriffe, welche der Strafrechtler Paul Bockelmann gegen sie richtete. Ohne die mehr die strafrechtliche Dogmatik berührenden Einzelfragen zu erwähnen, sei die Schrift von Welzel allen denen empfohlen, welche sich dafür interessieren, wie philosophische Anschauungen in einer Einzelwissenschaft unmittelbar fruchtbar werden können. Denn Welzel betont, daß ein Strafrecht wohl ontologische Gegebenheiten anders werten könne als die philosophische Einsicht es tut, aber es kann nicht an ihnen vorbeigehen. *H. Schultz*

Hans Welzel: Vom irrenden Gewissen. Eine rechtsphilosophische Studie. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1949.

Die rechtliche Bewältigung einer grauenvollen Vergangenheit führte in Deutschland zu außergewöhnlichen rechtlichen Entscheidungen, insbesondere wenn die Grenze gezogen werden mußte zwischen einem noch als verbindlich anzusehenden, ungerechtem Gesetz und dem gesetzlichen Unrecht, welches keine verpflichtende Kraft besitzt. Um solche Entscheidungen zu begründen, griff die deutsche Rechtssprechung der Nachkriegszeit wiederholt auf das Naturrecht

zurück. Der gediegene Aufsatz des philosophisch vorzüglich ausgewiesenen göttinger Kriminalisten Hans Welzel, Gustav Radbruch zum 70. Geburtstage gewidmet, sucht diese Problematik zu erfassen und zu klären.

In einer straffen Darstellung, welche immerhin die wichtigsten Belegstellen von Aristoteles, Thomas von Aquin und den Naturrechtlern der Aufklärung wörtlich wiedergibt, zeigt Welzel die Entwicklung der Problematik. Welzel wendet sich, die Kritik Schelers aufnehmend und vertiefend, vor allem gegen Kants Lehre, die Frage, was Pflicht inhaltlich sei, müsse durch den Verstand beantwortet werden. Mit Kant übernimmt Welzel die Kritik aller herkömmlichen Lehren des Naturrechts, welche unbedingt geltende materiale Gebote aufstellen, in Wirklichkeit jedoch praktisch bedingte Zwecke zu absoluten ethischen Geboten hypostasieren. Für Kant ist nur eines wichtig: der reine Wille des moralischen Subjektes, welcher sich einzig durch das Gesetz bestimmen läßt. Damit ist aber die Möglichkeit eines Gewissensirrtums ausgeschlossen, eine Folgerung, welche zu ziehen Kant sich nicht scheute.

Diese Hinwendung zum Subjektiven findet Welzel, noch vertiefter und entschlossener, im Existentialismus. Er weist darauf hin, daß sowohl bei Kant (Kr. d. r. Vernunft, Ausgabe Cassirer, 3 596) wie bei Heidegger (Sein und Zeit 298) ein Inhalt möglicher Pflichten unangetastet blieb: der Mitmensch, in der kantischen Sprache die Person als «Zweck an sich selbst», welche nie als Mittel gebraucht werden dürfe. Welzel fordert, dem Handelnden «die Verantwortung nicht nur für die Reinheit der Gesinnung, sondern auch für die Richtigkeit der Entscheidung» aufzuerlegen.

Welzel gelangt deshalb zu vier Thesen, von denen allerdings die beiden letzten weiterer Begründung bedürftig sind, welche Welzel in Aussicht stellt:

1. Alle materialen ethischen Anforderungen unterliegen menschlichem Irrtum, welcher zur Schuld zuzurechnen ist, wenn er durch die zu erwartende und zu erbringende Gewissensanspannung hätte vermieden werden können.

2. Voraussetzung des Gewissensirrtums ist der Bestand materialer ethischer Werte des Handelns.

3. «Für das Problem der ethischen Materie besteht ein grundlegender Unterschied zwischen dem Träger der geschichtlichen Entwicklung — dem Menschen — und den Inhalten geschichtlicher Entwicklung». In allem geschichtlichen Wandel müsse der Mensch einen identisch beharrenden Wesenskern aufweisen, dessen Selbstverständnis in der geschichtlichen Entwicklung erst schärfer heraustrete. Im Gegensatz zum Altertum, welches das Wesen des Menschen in der Vernunft sah, sei nach der christlichen Sicht der zur Selbstbestimmung fähige Mensch als sittlicher Selbstzweck der materiale Mindestgehalt jeder Ethik.

Die Gehalte der geschichtlichen Ethik seien nicht a priori deduzierbar, sondern «nur a posteriori feststellbare Leistungen der jeweiligen geschichtlichen Situation». Doch müsse ein, wenn auch geschichtlich-individuelles Urteil über ihre Richtigkeit möglich sein, wenn die Geschichte dem Menschen sinnvolle Aufgaben stellen solle.

4. Für die rechtliche Beurteilung ist deshalb nicht nur ungerechtes, aber noch verbindliches Gesetz, sondern nicht verpflichtendes, gesetzliches Unrecht eine

Norm, welche «die von ihr betroffenen Menschen nicht mehr als Personen anerkennt, sondern zur bloßen Sache degradiert».

Eine Kritik dieser wertvollen, gedankenreichen Schrift über eine wichtige Frage der Naturrechtslehre müßte zu einer Auseinandersetzung mit dem Naturrecht überhaupt werden, welche eine bloße Anzeige sprengen würde. Angemerkt sei nur, daß die Ergebnisse Welzels, so sehr man ihnen in ihrer Tendenz und ihrem Gehalt zustimmen mag, die «Geltung», das heißt das Anerkennen eines Naturrechtes und des in diesem Naturrecht widergespiegelten Bild des Menschen voraussetzen. Nur wenn über oder hinter allen Wirrnissen der Entwicklung des positiven Rechtes einer Gemeinschaft solche Anschauungen unverrückbar gelten, ist es möglich, das positive Recht am Naturrecht zu messen. Ein Blick auf die Gegenwart zeigt, daß ein Naturrecht, welchem die sich selbst bestimmende Person zu Grunde liegt, nur von einem bestimmten Teil der Menschheit als richtiggebend anerkannt wird. Damit wird hinter der Frage des irrenden Gewissens, welche im Bereich eines Naturrechtes so überaus wichtig ist, die schwere Frage nach dem Naturrecht überhaupt und der «Natur» des Menschen, welche als bestimmend angesehen wird, sichtbar. *H. Schultz*

Etienne Souriau: Les deux cent mille situations dramatiques. Bibliothèque d'esthétique. Flammarion, Paris, 1950, 282 p.

La «Bibliothèque d'esthétique» est nouvelle; en fait, il y eut bien un essai, chez Savel, de fonder une collection analogue. M. Veinstein, qui en fut le dévoué secrétaire, ne se laissa pas rebuter par les difficultés de toute sortes qu'il rencontra, et il tente à nouveau l'aventure sous les auspices de Flammarion. Il a déjà publié: «Architecture et dramaturgie», un recueil sténographique de communications et de discussions de la première session du Centre d'études philosophiques et techniques du théâtre (Sorbonne, décembre 1948); Mlle Liliane Guerry lui a donné son remarquable essai «Cézanne et l'expression de l'espace».

M. Souriau, professeur d'esthétique à l'Université de Paris, nous parle de théâtre. Son but, c'est nous introduire à l'esthétique et à la philosophie à l'aide d'un art particulier, étudié dans un esprit méthodique rigoureux. Il cherche dans les œuvres scéniques les *ressorts* de l'action; il se demande s'il n'existe pas des *schèmes formels* identiques qui recouvrent des situations de fait variables. Il ne s'interroge ni sur l'acteur, ni sur le personnage représenté, mais sur la *fonction* scénique des *rôles*.

M. Souriau est empiriste; il ne croit pas aux impératifs esthétiques imposés comme des *lois*. Il veut *découvrir* des constantes formelles, à force de hanter le *Français* ou d'assister aux «premières». Sa liste des fonctions dramatiques est naturellement révisable; il attend avec confiance le dramaturge qui ajoutera une 210142e situation aux 210141 que son analyse combinatoire lui livre. Son espoir est cependant tempéré, car il est certain d'avoir travaillé avec l'honnêteté et la rigueur, avec la modestie aussi, d'un véritable savant.

Le résultat de cet effort, c'est un instrument accompli d'analyse du théâtre et de l'art dramatique. Il serait inexact de croire que le théâtre n'a pas besoin

d'être compris; mais encore faut-il savoir le comprendre. M. Souriau nous en donne le moyen, dans un livre neuf, original, rigoureux, qui, ajouté à la *Correspondance des arts* du même auteur, constitue la meilleure étude d'esthétique qui ait paru depuis bien longtemps. *J.-Claude Piguet*

René Leibowitz: Introduction à la musique de douze sons. L'Arche, Paris, 1949.

M. Leibowitz est le premier musicien qui ait livré au public des analyses détaillées de la musique dodécaphonique, cette fameuse musique atonale dont Schoenberg fut le promoteur. Mais qu'on y prenne garde: ses ouvrages sont tous très techniques. C'est ce qui leur confère de la valeur. Grâce à eux, grâce particulièrement à cette *Introduction*, le mélomane sait exactement quelles sont les ressources de la musique dodécaphonique. Il pénètre dans ce monde nouveau qui renie absolument la technique tonale de toute la musique occidentale connue.

Alors que cette dernière reposait sur la primauté de la quinte, intervalle-étalon, référence universelle de l'ordre tonal, la musique dodécaphonique repose sur la *série*. Une série se compose des douze sons chromatiques de l'octave, sans répétition ni omission. Le travail compositionnel consiste à transformer la série de base (ce qu'on peut appeler le *thème*) au moyen de variations (la même série inversée, en écrevisse, etc.).

Les analyses de M. Leibowitz permettent ainsi au musicien de savoir exactement de quoi il s'agit quand on parle de musique atonale, et elles permettent aux esthéticiens de mesurer exactement les insuffisances de cette nouvelle technique, est de poser la question fondamentale: la pensée musicale trouve-t-elle encore dans la technique sérielle un aliment suffisant?

Pour qui s'intéresse à la musique contemporaine, tout en maniant suffisamment le vocabulaire musical technique, les ouvrages de M. Leibowitz sont fondamentaux — et personne n'est naturellement tenu de souscrire à ses conclusions audacieuses sur la musique d'hier ou de demain. *J.-Claude Piguet*

Gisèle Brelet: Esthétique et création musicale. Presses universitaires de France, Paris, Nouvelle Encyclopédie Philosophique, 1947. *Le temps musical.* 2 volumes. PUF, Paris, 1949.

Dans son premier livre, Madame Brelet est apparue comme une philosophe aussi souple que ferme et une musicienne très avertie des productions contemporaines. Elle tentait en 1947 une mise au point rapide, mais jamais sommaire, de l'esthétique musicale, envisageant l'art sous un angle psychologique, tentant une typologie des musiciens, et cherchant toujours, derrière les faits constatés, les normes formelles qui président théoriquement à toute apparition de musique. Ce qu'elle appelait le type psychologique s'opposait au type formaliste, le premier soumettant sa création à des exigences intérieures, affectives, suivant le flux de sa durée profonde, le second, plus proche de l'académisme, déduisant la musique de conceptions théoriques ou d'impératifs a priori. A Schumann s'opposait Schoenberg.

Cette distinction se fondait — dans une deuxième partie de ce petit ouvrage — sur la double nature du temps musical, envisagé selon les musiciens tantôt comme un cadre abstrait (la forme musicale figée, telle que d'Indy, par exemple, l'étudie), tantôt comme un flux bergsonien imprévisible, générateur de formes diverses. Gisèle Brelet condamnait le type psychologique et le temps bergsonien qui lui est lié, au nom d'un formalisme nuancé, et son sens aigu de la forme lui permettait de prendre dans ce débat une position extrêmement intéressante et approfondie.

La thèse de doctorat qu'elle publie en 842 pages reprend les thèses essentielles de son premier livre, et c'est ce qui en fait la valeur. Madame Brelet part des éléments sonores (forme sonore, son, mélodie, harmonie), étudie ensuite la forme rythmique et la forme musicale proprement dite, insistant à juste titre sur le rôle très important de la pensée musicale et discutant fort heureusement le problème du concept musical. Toute son étude, comme la précédente, est faite au point de vue exclusif du «temps musical», aspect négligé jusqu'ici, il est vrai, mais loin, selon nous, d'être la panacée universelle qu'elle rêve.

Malheureusement, dans ce gros ouvrage, l'expression est souvent amphigourique, peu nette, peu rigoureuse. La mélodie est définie comme «inachèvement du devenir et du désir» (p. 115); l'harmonie est «présent de la pensée, simultanéité et distinction qui définissent la forme et le sonore comme tel, cette *matière* essentiellement *formelle*» (p. 179). Quant au rythme, continue Madame Brelet, «avant nos travaux, on l'identifiait au temps de la musique» (p. 359). Dorénavant, «le rythme est la mélodie du temps pur» (p. 352), «prise de possession du temps» (p. 355), il est «consubstantiel au temps», par lui «l'âme devient ordonnée et sage» (p. 360), car il est «la discipline de l'âme» (p. 365), «il fait jaillir notre joie de la source même de tous nos maux» (p. 366).

On avouera que, devant ces extraits, qui sont presque tous soulignés dans le texte, le lecteur soit quelque peu désorienté; loin de faciliter la compréhension de la pensée, de telles expressions la voilent, même si l'accusation de «bavardage» que nous avons entendue d'un musicien très averti nous paraît finalement excessive. De toute manière, *Le temps musical* ne témoigne plus des qualités qui faisaient le prix d'*Esthétique et création musicale*, ce que chacun regrettera.

J.-Claude Piguet

Boris de Schloezer: Introduction à J.-S. Bach. Essai d'esthétique musicale. Bibliothèque des idées, NRF, Paris, 1947.

Le sous-titre est beaucoup plus important que le titre. Il révèle le contenu même de ce livre très dense et très riche.

M. de Schloezer affirme sur tous les tons qu'il faut comprendre l'œuvre d'art, et non se laisser bercer par elle. Et il cherche ce qui permet cette compréhension. Pour cela, il opère une distinction fondamentale, que nous avons déjà lue sous la plume avisée de Pius Servien: celle de langage lyrique et de langage scientifique. Dans la terminologie de M. de Schloezer, il s'agit de *sens immanent* et de *sens transcendant* de la forme musicale. Le langage courant et le langage scientifique offrent un sens qui est transcendant par rapport au mot. Grossièrement dit, der-

rière le mot il y a l'idée, signifiée par le mot. Cela permet la traduction d'une langue dans une autre, le rapport entre le signifiant et le signifié restant constant, quoique le signifiant (le mot) soit une variable. Dans le langage lyrique, au contraire, le signifiant et le signifié sont immanents l'un à l'autre; le mot *poétique* (ou la forme mélodique) ne signifie rien d'autre que lui-même. Il est, comme le dit excellement M. de Schloezer après Hegel, une *idée concrète.* Comprendre la musique, c'est alors saisir cette immanence de la forme à elle-même, c'est entrer dans un système clos. Mais, bien entendu, cette compréhension n'est jamais absolue; loin de pouvoir la comprendre (c'est-à-dire *prendre* ce *tout* comme un tout), je ne puis que la *connaître* (émettre des jugements à son sujet). Ces jugements chercheront à enserrer la réalité individuelle de l'œuvre d'art sans y parvenir absolument. La multiplicité des jugements que l'on peut porter sur une même œuvre témoigne simultanément de la richesse de l'œuvre et de l'imperfection de ces jugements. Et il devient dès lors difficile de distinguer le jugement objectif et le jugement subjectif.

La musique, tout organique, présente, selon M. de Schloezer, trois aspects fondamentaux étudiés successivement. L'aspect rythmique comporte un schème rythmique (la mesure), qui est abstrait, et un mouvement concret (le rythme même), qui confère à la succession son dynamisme. L'harmonie est assimilée, d'une manière discutable, à une dimension *spatiale* de la musique. Le chapitre sur la mélodie, moins vigoureux que les précédents, est complété par des conclusions assez audacieuses.

M. de Schloezer est souvent disciple de Leibniz: il est rationaliste, affirme le primat de l'intelligence sur le «plaisir», ou mieux place le plaisir dans le jeu de l'intelligence; il désire «entendre» la musique aux deux sens de ce verbe. Mais ce rationalisme, loin de se replier sur lui-même, est au contraire ouvert à toutes les expériences possibles, ce qui le transforme en un *anti-intellectualisme* d'une admirable richesse. M. de Schloezer affirme également le caractère individuel des œuvres musicales, qui sont autant de *sujets* dont on ne saisit que les attributs en nombre infini. L'individu musical est indicible, dira-t-il en paraphrasant Aristote.

Esthétique vécue, philosophie sentie et non pensée seulement, le livre de M. de Schloezer s'affirme comme le témoignage d'un musicien authentique épris de réflexion. *J.-Claude Piguet*

André Michel: Psychanalyse de la musique. Bibliothèque internationale de musicologie. PUF, Paris, 1951.

M. Michel est titulaire de la chronique musicale dans la revue *Psyché.* Là déjà il étonnait ses lecteurs par la facilité avec laquelle il mêlait la psychanalyse et la musique. Le lecteur de son premier ouvrage s'étonnera bien davantage. Averti des intentions scientifiques de la collection par Mme Gisèle Brelet, son directeur, il admirera le projet de M. Michel; car s'il y a beaucoup de «psychologies de la musique» qui ont vu le jour, cette «psychanalyse de la musique» est première en titre. J'ignore en fait si le psychanalyste y trouvera son compte,

mais je suis sûr de la déception du musicien. Ce qui l'intéresse, n'est-ce pas, c'est la musique; et celle-ci reste un peu la parente pauvre, qui s'efface devant les fautes d'impression des partitions, devant les exploits amoureux plus ou moins normaux des compositeurs, devant les propriétés non musicales (thérapeutiques, par exemple) de la musique elle-même.

Peut-être tout ceci est-il capital au point de vue psychanalyste. Mais il faut se rendre compte que cette psychanalyse-là est orientée vers le musicien ou vers l'auditeur, non vers la musique. Celle-ci est-elle vraiment à l'image de l'inconscient révélé du compositeur ou à l'image des fantaisies subjectives — cliniques souvent — d'un halluciné? L'ouvrage ne tient ainsi nullement les promesses du titre. Cela vient essentiellement de ce que M. Michel ne distingue pas suffisamment ce qui dans la musique est essentiellement musical et ce qui ne l'est pas. Et il faut vraiment confondre l'essentiel et l'accessoire pour oser ce jeu de mots, par lequel M. Michel intitule sans un sourire ironique son chapitre V: *Les guerres péniques chez Wagner . . .* *J.-Claude Piguet*

Joseph Nuttin: Psychanalyse et conception spiritualiste de l'homme. Une théorie dynamique de la personnalité normale. Institut supérieur de Philosophie de Louvain, et Librairie philosophique, J. Vrin, Paris 1950, 1 vol. grand in-8, 434 pages.

Probité scientifique, clarté de l'exposé, netteté de la position personnelle de l'auteur, telles sont les qualités indéniables de cet ouvrage. Son but est de montrer l'insuffisance de tout système psychanalytique qui n'embrasse pas la totalité complexe de la personne humaine et de souligner l'apport réel des différentes doctrines à la compréhension de l'homme. «Ainsi, cet ouvrage sera avant tout un *essai d'intégration de la psychanalyse à l'ensemble de la science psychologique* et une contribution positive, du point de vue de la psychologie *générale*, à l'étude de la personnalité normale . . . Tenir compte de *tout l'homme*, c'est-à-dire de la personnalité humaine *sous tous ses aspects* — aspects organiques et aspects spécifiquement humains —, c'est à peu près ce que nous visons en parlant, dans le titre de cet ouvrage, de la «conception *spiritualiste*» de l'homme.» (*Avant-Propos*, p. 7). L'exposé critique de la psychanalyse de Freud, auquel est consacrée l'*Introduction*, repose sur une distinction capitale: Valeur réelle mais limitée du freudisme et «fragilité méthodologique de la construction dans son ensemble». Freud a ouvert le vaste champ de l'inconscient, trop peu exploré avant lui; et il faut reconnaître que, dans ce domaine, les résultats de ses recherches sont un gain précieux pour la connaissance de la vie psychique. Son erreur fondamentale réside dans la généralisation illégitime de ces résultats. De sa méthode de traitement psychothérapeutique il a fait une *psychologie générale* de l'homme, une *philosophie de la culture*. Il en arrive à n'accorder à la différence entre le normal et l'anormal qu'une valeur purement conventionnelle. Bien plus, l'anormal seul expliquerait le normal. «*Nous avons la prétention légitime*, écrit-il, *de comprendre la vie psychique normale à partir de ses états anormaux.*» Une philosophie spiritualiste ne saurait admettre la conception freudienne de l'homme.

Il importe donc de distinguer en tout premier lieu dans le freudisme les «*faits établis* des *constructions théoriques* élaborées *pour interpréter* ces faits». C'est ce que fait M. Nuttin, avec une objectivité remarquable, dans la suite de l'ouvrage. «Les faits établis ont et conservent leur valeur; ils sont éventuellement à préciser par des recherches ultérieures. Par contre, les théories sont des constructions quelquefois fragiles et, en tout cas, des élaborations provisoires, que le développement de la science nous oblige à élargir ou à reviser sans cesse.»

Quant à la psychanalyse employée comme méthode thérapeutique, voici la conclusion à laquelle s'arrête l'aperçu de M. Nuttin sur les tendances psychothérapeutiques contemporaines: «Le psychiatre et le psychothérapeute attachent peut-être trop peu d'importance à l'étude psychologique approfondie de l'homme *normal*. Nous pensons que l'étude des déviations de la vie psychique doit se faire en partant de la psychologie normale tout comme on n'approfondit pas les problèmes de physiologie pathologique avant d'avoir une connaissance de la physiologie *générale*.» (P. 157.) Toutefois, il existe aujourd'hui une «plus grande *possibilité* d'élaborer une conception spiritualiste de la personnalité». En effet, on a tendance à «*utiliser d'une façon moins exclusive les notions vagues de l'inconscient et du refoulement*». On tient de plus en plus compte des «aspects sociaux» de la vie psychique, ainsi que des «forces de croissance saines», à côté des «impulsions organiques» et des «mécanismes destructifs». C'est à la psychologie spiritualiste qu'incombe la tâche de contribuer au développement d'une psychothérapie qui s'inspire d'une conception complète de l'homme.

La deuxième partie de l'ouvrage pose les principes généraux d'une psychanalyse spiritualiste en relation étroite avec la psychologie générale: Réduction du champ d'application des notions de *refoulement* et d'*inconscient*, et, parallèlement, importance donnée au «développement constructif» de la personnalité. Celle-ci manifeste une interpénétration continuelle de l'instinctif et du spirituel. Si la psychanalyse s'est trop limitée à mettre en lumière un aspect de la vie psychique, la psychologie spiritualiste traditionnelle n'a pas suffisamment considéré cet aspect dans ses effets positifs. M. Nuttin insiste, en conclusion, pour que, à l'égard de la psychanalyse, on adopte, comme lui, une attitude «d'intégration constructive et non de critique négative».

La psychanalyse et ses applications thérapeutiques attirent à tel point l'attention générale qu'on accorde de moins en moins d'intérêt à la psychologie normale. L'ouvrage de M. Nuttin présente, en ce sens, un effort louable pour rétablir chacune de ces disciplines à sa place légitime dans la hiérarchie scientifique. Il est, pour quiconque désire avoir une vue d'ensemble de ces doctrines et méthodes, un tableau éclairant et une critique objective. Sa lecture procure un enrichissement considérable dans la connaissance de l'homme.

Raymond Savioz

Heinrich Frieling: Der Tod. Vergehen, Wandlung, Überwindung. Verlag von Ernst Klett, Stuttgart 1949.

Dem sich an ein weiteres Publikum wendenden Buche geht es nicht eigentlich um das Erkennen des Todes, sondern um eine tröstliche Sinngebung desselben.

In leicht verständlicher Form berichtet Frieling zunächst über den «Tod im Rhythmus des Lebens», also über das Altern, über den Kreislauf von Sterben und Entstehen in der Natur usw., dann «vom Vorgang und Erlebnis des Sterbens», von Tod und Jenseits im Menschheitsglauben, vom Leben nach dem Tode, von den Stellungnahmen der Menschen zu den verschiedenen Manifestationen des Todes, schließlich vom «ewigen Sinn des Todes». Es ist — ungeachtet der Darbietung eines reichen Wissensmateriales — ein Dokument des bekennenden Glaubens, daher der Kritik entzogen. *H. Kunz*

Paul Matussek: Metaphysische Probleme der Medizin. Ein Beitrag zur Prinzipienlehre der Psychotherapie. 2. erweiterte Auflage. Springer-Verlag, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1950.

Im Zusammenhang des Bestrebens des Verfassers, den «metaphysischen» Problemen einen legitimen Ort im ärztlichen Handeln und Denken zu sichern, setzt er sich kritisch mit Freuds — zweifellos verfehlten — Versuchen auseinander, die ethischen Phänomene, das Gewissen und den Unsterblichkeitsglauben rein psychologisch zu deuten. Das geschieht mit ruhiger Sachlichkeit und auf hohem Niveau. Wenn die Arbeit trotzdem unbefriedigt läßt, so deshalb, weil Matussek die Diskussion von einer «glaubenden» Position aus führt, die der Dimension der empirischen Aufweisbarkeit und Deutbarkeit der Phänomene entrückt ist. Von einigen kleineren Zusätzen abgesehen ist in der vorliegenden zweiten Auflage der Abschnitt über «die Willensfreiheit als psychotherapeutische Leitidee» neu hinzugekommen. *H. Kunz*

Gordon W. Allport: Persönlichkeit. Struktur, Entwicklung und Erfassung der menschlichen Eigenart. Übertragen von *Helmut von Bracken.* Verlag von Ernst Klett, Stuttgart 1949.

Im Zentrum des umfangreichen Buches steht Allports «Theorie der funktionellen Autonomie der Motive». Sie «betrachtet die Motive des Erwachsenen als unendlich verschiedenartige und sich selbst tragende, in der Gegenwart bestehende Systeme, die aus vorhergehenden Systemen erwachsen, aber von ihnen funktionell unabhängig sind». Darum herum baut der Verfasser eine Gesamtdarstellung der Gesichtspunkte und Methoden, die die bisherigen psychologischen Bemühungen zur Erfassung der Einzelpersönlichkeit herausgearbeitet haben. Daß daraus kein einheitliches, in sich geschlossenes Ganzes entstehen konnte, versteht sich von selbst. Trotzdem kommt dem Werk ein unbestreitbarer Wert zu, und wir sind dem Verlag dankbar, daß er davon eine — übrigens ausgezeichnete — deutsche Übersetzung herausgebracht hat. Vor allem lernt man daraus die zahlreichen amerikanischen Arbeiten zum Thema kennen, die gelegentlich in wunderlicher Weise eine zählbare Exaktheit ohne sachhaltigen Erkenntnisgewinn anstreben, was Allport selbst ironisch bemerkt. Im Ganzen

bleibt seine Kritik etwas an der Oberfläche hängen, aber andererseits ist man irgendwie auch froh, daß er auf tieferdringende Erörterungen verzichtet hat.

H. Kunz

James Drever: Psychologie des Alltagslebens. Sammlung Dalp, A. Francke AG. Verlag, Bern 1950.

Die Psychologie des Alltagslebens kann man mit Fug und Recht als etwas betrachten, das den größeren Teil des Arbeitsfeldes der modernen Psychologie umfaßt. Heute ist die Zeit gekommen, da der durchschnittlich Gebildete mit dieser Wissenschaft nähere Bekanntschaft schließen möchte; galt die Psychologie doch während langer Zeit als ein ziemlich geheimnisvolles Land, in das er kaum einzudringen wagen durfte — eine Haltung, die durch die Fremdheit der älteren Psychologie gegenüber den Problemen und Interessen des täglichen Lebens bestärkt wurde. Diese Fremdheit ist in jüngeren Zeiten verschwunden. Die Arbeit des modernen Psychologen greift das tägliche Leben an vielen Punkten auf. Was man das «Glaubensbekenntnis» der Psychologen nennen möchte, wird heute nicht mehr bloß von psychologischer Seite her vertreten — nämlich der Glaube, daß die Wissenschaft der Psychologie für alle jene Wissenschaften, die sich mit dem Menschlichen im Weltgeschehen in irgendeinem seiner Zweige befassen, ebenso grundlegend ist wie die Wissenschaft der Physik für alle jene Wissenschaften, die sich mit den Naturvorgängen beschäftigen. Auch das Gefühl des Geheimnisvollen wich einem wirklichen Verlangen nach mehr Erkenntnis.

Das Buch Drevers ist in der Absicht geschrieben worden, dieses sehr begründete Bedürfnis zu stillen. Es ist kein einfaches Lehrbuch der Psychologie, noch ist es eine volkstümliche Darstellung psychologischer Sonderphänomene. Bei aller Wertschätzung für die Sachkenntnis und die Gründlichkeit des Autors muß man allerdings bedauern, daß er der «Physiologie» des Alltagslebens weit größeren Raum zuweist als der eigentlichen Psychologie — nach langen Erörterungen über Wahrnehmen, Vorstellen, Erinnern, Töne und Farben, Geschmack und Geruch usw. findet man im Text gleich erratischen Blöcken ein Kapitel über das Träumen und ein anderes über «Soziale Wechselwirkung»; dafür aber ist das Schlußkapitel den «spiritistischen Phänomenen» gewidmet, was man gerne missen würde, wenn man tatsächlich in Drevers Buch mehr «Psychology of everyday life» — unter diesem Titel ist das Buch zuerst im Englischen erschienen — finden könnte.

Josef Rattner

René Le Senne: La destinée personnelle. Flammarion éditeurs, bibliothèque de philosophie scientifique, 1951.

Il s'agit d'une anthropologie philosophique qui tente de situer avec précision le rôle du caractère de l'homme dans sa destinée.

L'auteur a su éviter deux écueils dans lesquels donnent généralement les philosophes de la destinée: parler de l'homme en général en méconnaissant totalement les différences humaines, ou alors tenir compte de ces différences en iden-

tifiant caractère et destinée dans la perspective d'un déterminisme radical: tel caractère, donc telle destinée.

Qu'est-ce qu'un homme ? Dans son intimité, un homme est un *moi* conscient, un centre spirituel libre et créateur; le moi n'est pas un «objet», mais l'existence même de l'homme. Dans sa nature, il est un *caractère*, c'est-à-dire une structure mentale permanente qu'il tient de son hérédité. L'*individualité* dépend de la manière dont le moi a spécifié le caractère au contact des circonstances historiques: elle est la nature mentale de l'homme prise dans sa totalité objective, elle comprend l'inné plus l'acquis.

L'ouvrage de M. Le Senne est divisé en trois parties dont l'énoncé des titres constitue à lui seul un manifeste philosophique: 1. La nature. 2. La liberté, 3. La valeur.

Qu'on nous permette de nous attarder quelque peu sur la première partie qui condense en cent pages d'une manière remarquable toute la matière du gros *Traité de caractérologie* de l'auteur — car il n'a jamais été rendu compte de ce Traité dans cet annuaire.

L'auteur, à la suite de l'école caractérologique de Groningue (Heymans et Wiersma), analyse le caractère au moyen de six propriétés: l'émotivité, l'activité, le retentissement, l'ampleur du champ de conscience, l'opposition égocentrisme-allocentrisme et l'opposition intelligence généralisante-intelligence particularisante.

Du point de vue énergétique, le jeu des quatre premières propriétés est le suivant. L'émotivité est la capacité d'éprouver des émotions plus ou moins vives. L'émotion libère une énergie psychique, laquelle se heurte à une résistance d'intensité variable. C'est l'inactivité qui mesure ce degré de résistance, une activité élevée signifiant une résistance réduite. Le retentissement indique la manière dont se répartit l'efficacité d'une représentation: un grand retentissement la fait travailler à longue échéance, dans l'avenir, alors qu'un faible retentissement épuise l'énergie de la représentation dans le présent. Le «primaire» (retentissement faible) est un improvisateur qui se renouvelle à chaque instant, tandis que le «secondaire» (retentissement fort) est un homme qui intègre en lui une longue expérience passée et songe à préparer l'avenir. L'opposition entre largeur et étroitesse du champ de conscience manifeste la manière dont l'énergie se distribue dans l'expérience présente: elle peut, chez un sujet, se diffuser et s'étaler, ou bien au contraire, chez un autre, se concentrer comme la lumière au foyer d'une loupe. Quand le premier cas est habituel, nous avons des rêveurs, des intuitionnistes; quand c'est le second, nous sommes devant des esprits roides et tranchants.

Nous apprécions tout particulièrement la manière dont M. Le Senne comprend l'opposition égocentrisme-allocentrisme, qui a une grande portée philosophique. Il s'agit de l'attitude de l'homme face au cosmos: se conçoit-il comme centre du monde, ou place-t-il son centre de gravité hors de lui, lui-même n'étant qu'une partie du monde ? On conçoit les conséquences lointaines d'une tendance si primordiale, qui influe sur toutes les autres tendances. M. Le Senne recommande judicieusement de laisser à ces deux notions polaires leur complète généralité et de ne pas les limiter à quelqu'une de leurs spécifications.

Enfin, disons que l'intelligence généralisante préfère les lois, les principes, les théories «comme les Anglais le reprochent aux Français» et que l'intelligence particularisante s'attache aux faits, aux détails, aux données empiriques «comme les Français le reprochent aux Anglais»! Cette dernière distinction est due au caractérologue belge M. Robert Maistriaux.

Pour simplifier, nous n'avons parlé que de cas extrêmes: n'oublions pas que l'on peut rencontrer dans la réalité tous les cas intermédiaires.

Les trois premières propriétés: l'émotivité, l'activité et le retentissement, considérées tantôt comme faibles tantôt comme fortes, donnent naissance par leurs combinaisons aux huit types-repères de l'école de Groningue. Les nerveux et les sentimentaux, émotifs non-actifs (c'est-à-dire *moins* actifs que la moyenne des hommes), fournissent un fort contingent d'artistes et d'écrivains; les colériques et les passionnés, émotifs actifs, «font l'histoire»; les sanguins et les flegmatiques, actifs non-émotifs, ont l'esprit clair et objectif; enfin les amorphes et apathiques, ni émotifs, ni actifs, ne font pas grand-chose! (Le premier terme de chacun des couples énoncés est primaire, le second secondaire).

Chaque individu concret se situe d'une certaine manière par rapport à ces types-repères, lesquels sont de simples schémas et non pas des êtres que l'on trouve tels quels dans la réalité. Ces types sont précisés et nuancés par les trois autres propriétés dont nous avons parlé.

La caractérologie se prolonge nécessairement en idiologie, ou étude de l'individualité. La liste des propriétés secondaires (celles qui ne définissent pas les types) reste ouverte.

Pour M. Le Senne, le caractère occupe une position centrale: il est situé aux confins de l'organique et du mental, il achève le corps et conditionne l'esprit: voilà pourquoi le caractère est comme le pivot de la destinée.

Tout homme fait l'expérience de la contradiction intérieure dont l'essence métaphysique réside dans l'opposition entre l'exigence d'unité selon laquelle une œuvre doit se fermer sur elle-même, et l'exigence d'infini qui pousse à dépasser toute détermination. La liberté du sujet jaillit à partir de ces contradictions que manifeste le caractère. La recherche, âme de l'homme, est un perpétuel compromis tendant à satisfaire à la fois au besoin d'unité et à celui d'infini qui s'exprime par une visée de valeur.

L'ouvrage s'achève par une philosophie de la valeur que l'auteur avait abondamment développée dans son livre capital *Obstacle et Valeur*, et qu'il avait mise à la portée du grand public cultivé dans son *Introduction à la philosophie:* nous nous excusons de ne pouvoir en dire plus, faute de place.

Ce qui est nouveau dans cet ouvrage, c'est le pont que M. Le Senne établit entre ceux que nous venons de citer et le *Traité de caractérologie.* Le caractère confère au sujet la possibilité d'accomplir sa destinée dans certaines directions, mais cet accomplissement, s'il se produit, requiert une grâce spirituelle qui transcende les données caractérielles et fait intervenir la valeur.

Combien cette anthropologie nuancée nous paraît plus satisfaisante et plus vraie que les affirmations abruptes des existentialistes sur la liberté absolue de l'homme!

Maurice Gex

COLLECTION «CARACTÈRES» dirigée par René Le Senne

Gaston Berger: Traité pratique d'analyse du caractère. Collection «Caractères», P. U. F. Paris 1950.

La collection «Caractères», que dirige avec un admirable zèle M. René Le Senne, est destinée à promouvoir la caractérologie par une série d'études spéciales; les unes se fondent sur des statistiques (caractérologie quantitative), et les autres, de nature historique (caractérologie qualitative), analysent les méandres d'une destinée humaine dans ce qu'elle a de plus individuel, au moyen d'une «idiologie» qui complète l'enquête caractérologique.

Chaque ouvrage de la collection contient une préface de M. Le Senne qui le situe dans l'ensemble et en dégage ainsi la signification générale.

Il convient de louer sans réserve la remarquable présentation de ces volumes: typographie élégante sur excellent papier, nombreuses tables et index facilitant la recherche. La tenue scientifique des quatre volumes déjà parus est également digne d'éloges; la proportion entre la théorie et les éléments descriptifs varie nécessairement d'un volume à l'autre suivant la nature du sujet, mais elle reste toujours bien équilibrée, ce qui permet de contenter à la fois le spécialiste et le profane.

M. Le Senne a axé tous les volumes de sa collection sur l'Ecole de Groningue dont nous avons exposé les thèses principales dans le compte rendu précédent, ce qui leur confère une grande unité, facilite les confrontations et permet l'intégration des divers résultats obtenus, condition nécessaire de tout progrès scientifique. Il s'agit bien entendu d'une orientation méthodologique et non d'un dogmatisme: la caractérologie de Heymans sert de point de départ, unifiant de façon heureuse le vocabulaire, et chaque enquête relevant de cette collection peut pousser librement ses investigations dans de multiples directions pour rejoindre la graphologie, la physiognomonie mimique, la morpho-psychologie, les théories de Kretschmer, de Jung, d'Adler, la psychotechnique, la psychanalyse, etc.

M. Gaston Berger a inauguré la collection avec l'ouvrage de base qui présente la théorie générale à laquelle tous les autres volumes se réfèrent.

L'auteur a grand soin de souligner l'originalité de la caractérologie, qui part de la réalité concrète des individus — chacun étant à la fois un et unique — par rapport à la psychologie générale. En fait, il semble bien qu'une rénovation complète de la psychologie se dessine, dont l'origine se situe dans l'étude des différences humaines.

La caractérologie, nous dit l'auteur, oriente la réflexion en la détournant du sensible, elle est la meilleure introduction — avec la sociologie — à la métaphysique. Ensemble elles nous mettent en garde contre la «précipitation» qui vient de notre tempérament et contre la «prévention» qui vient de la société.

Comme tous les auteurs de la collection, M. Berger se rattache à l'école de Groningue, mais il le fait librement: il se méfie des types et préfère analyser la personnalité d'une manière plus souple et plus nuancée, au moyen d'une série de

facteurs dont on cote l'intensité, ce qui fournit finalement de la personnalité un «profil psychologique».

Parmi les neuf facteurs adoptés, nous retrouvons l'émotivité, l'activité, le retentissement et la largeur du champ de conscience, utilisés déjà par Heymans et Le Senne (voir analyse précédente). M. Berger ajoute la *polarité* Mars-Vénus, qui s'inspire de conceptions astrologiques traditionnelles. Ce facteur concerne les moyens utilisés par les hommes pour parvenir à leurs fins: ceux du type Mars veulent dominer, contraindre les autres par la lutte, alors que les Vénus se servent de la séduction. Ajoutons que beaucoup d'hommes sont vénusiens, sans être nécessairement efféminés, et beaucoup de femmes martiennes, qui ne sont pas toutes des viragos.

L'émotivité et l'activité sont des facteurs énergétiques de puissance. Le retentissement, la largeur du champ de conscience et la polarité déterminent le style de vie d'un homme. Il reste à considérer quatre facteurs de tendance: l'*avidité*, tendance à s'approprier d'abord et à conserver ensuite; les *intérêts sensoriels* qui poussent à goûter les sensations pour elles-mêmes, indépendamment de leur utilité et de leur signification, et qui ouvrent la porte aux beaux-arts; la *tendresse* ou tendance à éprouver les sentiments d'autrui, racine de la cruauté comme de la pitié, enfin la *passion intellectuelle* ou désir de comprendre pour comprendre, et nullement pour amasser du savoir, car se serait alors une forme d'avidité.

L'ouvrage se termine par un questionnaire caractérologique qui contient 10 questions par facteur, soit 90 questions en tout, et qui peut être rempli en 1 h. ½ environ.

Ce qui fait à la fois le charme et la valeur pratique de ce petit livre, ce sont les nombreux textes empruntés aux artistes, aux penseurs et aux hommes d'action qui illustrent très habilement le sens des questions: Gœthe, Vinci, Valéry, Napoléon, Franklin et beaucoup d'autres viennent tour à tour animer et éclairer tel ou tel trait de caractère. *Maurice Gex*

André Le Gall: Caractérologie des enfants et des adolescents. A l'usage des parents et des éducateurs, *Collection «Caractères»*, P. U. F. Paris 1950.

Tâche urgente: appliquer la caractérologie à l'éducation, à la pédagogie.

M. Le Gall, qui dirige l'Education nationale en Haute-Savoie comme inspecteur d'Académie, est familier avec le travail exécuté dans les centres d'orientation professionnelle; il connaît, pour les avoir pratiquées, les méthodes de la psychotechnique, de la psychanalyse, le test de Rorschach, celui du T. A. T., etc., et il tente de coordonner et de mettre à leur place véritable toutes ces méthodes disparates au moyen de la typologie de Heymans-Le Senne: La caractérologie — au sens restreint et précis employé dans les ouvrages de cette collection — devient ainsi le centre de référence de toutes les autres investigations caractérielles.

Nous pensons que cette manière de voir doit triompher en matière d'éduca-

tion et qu'une caractérologie du normal doit précéder toute recherche de psychopathologie. Les huit types-repères de Heymans forment une table d'orientation éminemment utile au pédagogue — nous l'avons éprouvé par nous-même — à laquelle il est possible d'ajouter tous les compléments désirables apportés par la «psychologie des profondeurs».

Les psychanalystes — ils sont orfèvres — veulent toujours que tous les hommes soient leurs clients. Grave erreur . . . Il est des types de caractères qui n'ont pas et ne peuvent pas avoir de complexes nocifs: ce sont surtout les flegmatiques. Il est sans doute dangereusement anormal d'être pareillement «normal», pensera-t-on! Rappelons la boutade de M. Le Senne qui, comme beaucoup de boutades, exprime une profonde vérité: «La psychanalyse est fréquemment une psychologie de nerveux pour nerveux et elle trouve son objectivité dans cette concordance; mais cela limite sa portée».[1] Nous ajouterions: pour nerveux *et pour sentimentaux.* La lecture des éditoriaux d'une revue, par ailleurs excellente à bien des égards, comme «Psyché», dont les caractères typographiques changent de corps à chaque article, confirme magnifiquement cette remarque malicieuse.

L'ouvrage de M. Le Gall contient la description concrète et détaillée des divers types d'enfants et d'adolescents, accompagnée d'une série d'observations cliniques. L'auteur insiste chaque fois sur les méthodes d'éducation et de rééducation qu'il convient d'appliquer, d'où la grande valeur pratique de ce livre. Parfois des correspondances avec la morpho-psychologie du Dr. Corman sont discrètement indiquées, sous bénéfice de plus amples vérifications.

Cet ouvrage rendra un immense service à la pédagogie en la forçant à se renouveler et à se repenser à la lumière des différences caractérielles. Il est inutile, par exemple, de vouloir enseigner longuement l'ordre et la méthode à des flegmatiques qui les pratiquent spontanément; par contre, ils manqueront de sens poétique, alors que les nerveux, leur contraire en tout, possèdent souvent au plus haut degré ce sens, mais manquent de toute méthode à un degré rare: le pédagogue doit connaître ces choses pour œuvrer efficacement, au lieu de partir de conceptions *a priori* qui ne sont le plus souvent qu'une projection de son propre caractère.

Maurice Gex

Ginette Judet: La timidité. Contribution à l'hygiène du sentimental. *Collection «Caractères»,* P. U. F. Paris 1951.

Cet ouvrage présente les résultats d'une enquête avec questionnaire sur la timidité, à titre de vérification d'une théorie explicative proposée. Commençons par la théorie.

La timidité est définie d'une manière large comme une relation entre une cause objective intimidante, un événement, et un sujet doué pour être intimidé par cet événement. La caractérologie se doit de prospecter l'élément subjectif de cette relation. L'hypothèse de l'ouvrage est la suivante: le caractère sentimental est «le centre de diffusion caractérologique» de la timidité, en d'autres termes,

[1]) *La destinée personnelle,* p. 91.

c'est celui qui contient la plus forte proportion de timides. Nous savons déjà que ce caractère accuse la plus grande vulnérabilité et qu'il est le centre de diffusion de l'introversion et de la schizothymie.

Voici comment «fonctionne» un sentimental. Son émotivité est plus élevée que la moyenne, mais l'énergie qu'elle dégage n'a pas la ressource de se dépenser librement en action: l'inactivité du sentimental force cette énergie à rebrousser chemin, à se réfléchir sur le moi. La secondarité enfin pousse à la rumination mentale, à remâcher les expériences vécues, à approfondir les échecs essuyés, ce qui en prépare fatalement de nouveaux.

Voyons maintenant comment se manifeste la timidité. Quand un homme accomplit un acte naturellement, sans timidité, il est tout entier dans son acte et s'oublie lui-même. La timidité consiste dans l'interposition, au cours d'un acte, de la pensée du moi, agent de cet acte, ce qui transforme l'extraversion en introversion et a pour conséquence ordinaire l'échec de l'acte.

On voit fort bien le parallélisme des deux processus: c'est le barrage de l'inactivité du sentimental qui intercale la pensée du moi dans l'acte en cours, en forçant l'énergie intérieure à se réfléchir sur le moi, donc *dialectiquement* nous voyons que le sentimental est particulièrement exposé à la timidité. On montrerait que les autres caractères ne le sont pas au même degré. Enfin, *expérimentalement*, l'enquête vérifie toutes ces déductions: les timides constitutionnels sont le plus souvent des sentimentaux.

Après avoir apprécié la valeur morale de la timidité, l'ouvrage se termine par sa thérapeutique pratique. La conclusion est qu'il ne convient pas tant de combattre la timidité, qui recouvre des éléments possédant une incontestable valeur éthique — sans cela ce seraient les opposés de la timidité, le cynisme et l'insolence qui seraient désirables! — mais bien de l'épurer pour en éliminer les effets fâcheux.

Cette excellente monographie caractérologique est complétée par deux notes, l'une de physiognomonie mimique et l'autre de graphologie de la timidité, dues respectivement à la plume du Dr. Bardonnaut et de M. E. Caille.

Le prochain volume de cette collection qui est annoncé est *Caractérologie et histoire littéraire:* le cas Diderot, par Pierre Mesnard. *Maurice Gex*

Paul Griéger: L'intelligence et l'éducation intellectuelle, Collection «Caractères», P. U. F. Paris 1950.

On connaît les interminables discussions sur les relations entre le caractère et l'intelligence: alors que Th. Ribot considérait l'intelligence sans rapport avec le caractère, Fouillée intègre l'intelligence dans le caractère.

Il semble bien qu'on soit parvenu de nos jours à une compréhension plus nuancée de ce problème délicat.

La notion polyvalente d'intelligence est, comme on le sait, la bête noire des psychologues: certains avouent même ingénument qu'ils ignorent ce que ce mot signifie. Pratiquement, on doit pouvoir débrouiller ce problème jusqu'à un certain point, or la caractérologie vise la pratique, l'application concrète. «Nous

constatons que l'intelligence procède toujours de la même façon: elle analyse pour construire des formes nouvelles et elle construit en débordant le concret, en disloquant le donné, en le recomposant selon ses lois propres. Elle dépasse donc le donné par le construit et le concret par l'abstrait. D'autre part, si l'intelligence construit, c'est pour analyser et par conséquent encore pour abstraire» (p. 31). M. Griéger définit l'intelligence comme «aptitude et goût pour l'abstraction réfléchie» (p. 35).

L'intelligence prise en elle-même, dans ses dispositions uniquement intellectuelles, n'est qu'une abstraction: en fait nous avons toujours affaire à une intelligence modifiée et orientée d'une manière particulière par le caractère dans lequel elle s'insère: il s'agit alors de l'intelligence *investie*, par opposition à l'intelligence nue.

L'auteur distingue trois types d'intelligences investies:

1. L'intelligence *systématisante* qui dégage partout l'un et l'identique sous le multiple et le différent; elle est favorisée par le groupement activité-secondarité (passionnés et flegmatiques).

2. L'intelligence *généralisante* qui extrapole et tend à formuler des lois, des règles; elle est polysystématisante et aboutit à *des* systèmes (et non à un système unique, comme la systématisante); le groupement activité-primarité la favorise (colériques et sanguins).

3. L'intelligence *particularisante* dont les aptitudes à unifier et à extrapoler sont inférieures à la moyenne; elle est surtout apte à reconnaître des faits et des idées isolés. Tous les autres groupements s'accommodent d'elle (sentimentaux, nerveux, apathiques, amorphes).

Cette division des intelligences nous paraît correspondre exactement à la réalité; elle rejoint entre autres, dans ses deux premiers échelons, la classification des savants selon Ostwald: les «classiques» sont des systématisants et les «romantiques» des généralisants.

M. Griéger, professeur dans un collège français de Beyrouth, a mené une enquête minutieuse avec questionnaire sur les aptitudes intellectuelles des jeunes orientaux, ses élèves, enquête qui a confirmé dans ses grandes lignes celle faite par Heymans sur des Hollandais: belle preuve de l'objectivité de la caractérologie.

Les aptitudes intellectuelles des flegmatiques, telles qu'elles ressortent de cette double enquête, sont impressionnantes: ce sont bien les maîtres incontestés de la systématisation abstraite et de la pensée froidement objective. Les passionnés, il est vrai, les serrent de près et même les dépassent sur certains points — l'originalité des comparaisons, par exemple — eux qui n'ont pas leur froideur.

Signalons les si intéressantes analyses de dissertations philosophiques qui abondent dans cet ouvrage et en font une mine de documents psychographiques.

La conclusion de l'auteur est la suivante: «Dans le développement intellectuel, le donné naturel, les puissances caractérielles jouent un rôle beaucoup plus considérable que celui de l'éducation, du milieu». (P. 255.) Ainsi on tentera vainement de donner à une intelligence particularisante de nerveux le sens de la systématisation logique: elle restera toujours une intelligence morcelante, sautant acrobatiquement, et parfois avec brio, d'une idée à l'autre. Les esprits peuvent sans

doute s'enrichir, s'assouplir, se «cultiver», mais non pas changer leur nature profonde. *Maurice Gex*

Constantin von Monakow: Gehirn und Gewissen. Psychobiologische Aufsätze. Mit einer biographischen Einführung von *M. Minkowski.* Morgarten-Verlag Conzett & Huber, Zürich 1950.

Die hier gesammelten Aufsätze — Gefühl, Gesittung und Gehirn, die Syneideisis, das biologische Gewissen, Wahrheit, Irrtum, Lüge, Religion und Nervensystem — des großen Hirnforschers sind weniger um ihres sachlichen Gehaltes willen denn als Dokument eines grüblerischen, um eine «Weltanschauung» ringenden Forschers von Interesse. Dieser Zug, der von Monakow offenbar zeitlebens zum Ausbrechen aus den gewohnten Bahnen trieb, kommt auch in Minkowskis Einführung sehr eindrücklich zur Darstellung. Man muß die Aufsätze unter diesem Aspekt lesen, sonst lassen sie gleichgültig. *H. Kunz*

Adolf Portmann: Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen. Zweite, durch neue Anmerkungen erweiterte Auflage. Benno Schwabe & Co. Verlag, Basel 1951.

Portmanns anthropologische Konzeption, die er vor Jahren in diesen«Fragmenten» zuerst zusammenfassend dargelegt und seither in einer Reihe von Abhandlungen ausgebaut hat, ist heute so bekannt, daß sich ein Referat anläßlich der eben erschienenen zweiten Auflage erübrigt. Er schreibt selbst im Vorwort: «Die Erweiterung, welche die Grundlagen dieser Studie seit ihrer ersten Veröffentlichung erfahren haben, hätte es gerechtfertigt, den Text beträchtlich umzuarbeiten. Ich habe darauf verzichtet, um dem kleinen Werk seinen ursprünglichen Charakter zu bewahren und es in seinem Umfang nicht zu vergrößern. Das Wesentliche ist ja die Einordnung der biologisch faßbaren Tatsachen der menschlichen Entwicklungsweise in die gesamte Daseinsform des Menschen». So hat Portmann lediglich den Anmerkungsteil um rund sechs Seiten vermehrt. *H. Kunz*

Karen Horney: Der neurotische Mensch unserer Zeit. Übersetzung von *G. Lederer-Eckardt; dieselbe: Neue Wege in der Psychoanalyse.* Übersetzung von *H. Neumann.* Gustav Kilpper Verlag, Stuttgart 1951.

Karen Horney, ursprünglich zur Schule Freuds gehörend, hat sich später von der orthodoxen — oder wenn man lieber will: klassischen — Theorie distanziert und in Amerika eine eigene Richtung inauguriert. Kennzeichnend und zugleich abweichend von Freud ist einmal die entschiedenere Berücksichtigung der aktuellen Situation in der Neurosenstruktur, ohne daß die frühkindliche Entstehungsgeschichte vernachlässigt würde; und sodann die Betonung der gesellschaftlich-kulturellen Einflüsse an Stelle der biologischen bei Freud, ineins mit

der Unterstreichung der Wichtigkeit des Sicherheitsstrebens und der mit ihm zusammenhängenden Ängste. Im ersten jetzt in deutscher Sprache erschienenen Buche hat Horney vor 15 Jahren zuerst ihre Gedanken in einer Analyse der «neurotischen Persönlichkeit» dargelegt. Bei dieser handelt es sich vor allem um jene Menschen, die an den Schwierigkeiten ihrer gestörten mitmenschlichen Beziehungen leiden, ohne doch Träger auffallender neurotischer, das heißt seelisch entstandener krankhafter Symptome zu sein. Angst, Angst und Feindseligkeit, neurotisches Liebesbedürfnis, die Rolle der Sexualität in diesem, Empfindlichkeit gegen Ablehnung, Sucht nach Macht, Anerkennung und Besitz, neurotisches Konkurrenzbedürfnis, Zurückweichen vor Wettbewerb, neurotische Schuldgefühle, charakterlicher Masochismus sind die Themen, die Horney eingehend erörtert, stets darauf bedacht, das vielfältige Verflochtensein der Phänomene in die Gesamtpersönlichkeit und in die mitmenschlichen Bezüge sorgfältig zu berücksichtigen. Zur Übersetzung wäre zu bemerken, daß sie zwar wörtlich korrekt, aber eben deshalb oft schlechtes Deutsch ist. Das gilt nicht für das zweite Buch, die «neuen Wege in der Psychoanalyse»: bei aller treffenden Genauigkeit merkt man bei der Lektüre kaum mehr, daß es sich um eine Übertragung aus dem Englischen handelt. Etwas störend wirkt es, daß die meisten Freud-Zitate aus diesem rückübersetzt sind, während es gewiß am Platz gewesen wäre, die originalen Formulierungen Freuds einzusetzen, desgleichen die ursprünglichen Titel seiner Schriften (und die anderer primär deutsch publizierender Autoren). Davon abgesehen enthält das Buch eine gründliche Auseinandersetzung mit der Freudschen Theoretik unter dem Aspekt der in der «neurotischen Persönlichkeit» entworfenen Anschauungen. Es geht der Verfasserin darum, einerseits die Entdeckungen und Beobachtungen Freuds zu bewahren und sie in ihrer großen Bedeutung zu würdigen, andererseits sie aus ihrer dogmatischen verzerrenden Deutung herauszulösen. Alle Kernstücke der Theorie Freuds werden dargestellt und kritisiert. Dabei hat man den Eindruck, daß Horney doch gelegentlich den biologischen Gesichtspunkt unter- und den soziologischen überschätzt (so wenn sie etwa die Rivalität ausschließlich als von sozialen Faktoren bedingt ansieht). Aber im Ganzen behandelt sie Freud mit einer großen Gerechtigkeit und Sachlichkeit. Man möchte wünschen, daß auch die übrigen Bücher der Autorin in deutscher Übersetzung erscheinen. *H. Kunz*

Ludwig Eidelberg: Das Gesicht hinter der Maske. Arbeitstag eines Psychoanalytikers. Deutsch von *G. Hübner.* Hippokrates-Verlag Marquardt & Cie., Stuttgart o. J.

Der Untertitel des Buches gibt dessen Anliegen genauer an als die etwas merkwürdige, wohl nur aus propagandistischen Erwägungen gewählte Überschrift. Es handelt sich um die ansprechende und lebendige, novellistisch stilisierte Schilderung von acht psychoanalytischen Sitzungen mit je verschiedenen Patienten bzw. Themen, selbstverständlich nicht genau ihren Verlauf nachzeichnend, sondern zahlreiche Faktoren abändernd oder neu zusammenfügend, um — wie der Verfasser sagt — «das Tatsachenmaterial, das ich in meiner

Praxis gesammelt habe, in lesbarer Form darzubieten». Sein Wunsch, eine ernsthafte Diskussion des wissenschaftlichen Inhaltes des Buches zu entfachen, wird freilich nicht leicht zu erfüllen sein. *H. Kunz*

E. Bay: Agnosie und Funktionswandel. Eine hirnpathologische Studie. Springer-Verlag, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1950.

Die Analyse der «normalen», das heißt ungestörten Wahrnehmungen verdankt der Wahrnehmungspathologie sehr viel. Was sich jener als ganzheitliche Leistung zeigt, die sich erst in der experimentellen Untersuchung in die konstitutiven Ingredienzien zergliedern läßt, das bieten die zum Beispiel als Folge von Gehirnverletzungen auftretenden Wahrnehmungsstörungen gewissermaßen in Naturexperimenten an. So war es in der Psychologie lange Zeit üblich, in den Wahrnehmungen einen sogenannten «gnostischen», «begrifflichen» Faktor zu unterscheiden, und zwar eben nicht zuletzt deshalb, weil die Pathologie an gewissen Hirnverletzten den «Ausfall» dieses Faktors meinte konstatieren und außerdem in einer bestimmten Stelle des Gehirns lokalisieren zu können. Man nannte daher diese — nur im visuellen und taktilen Bereich auftretenden — Störungen «Agnosien» und war der Überzeugung, daß dabei lediglich der gnostische Faktor, das «gegenständliche Erkennen» oder «begriffliche Subsumieren» des Gesehenen, bzw. Getasteten ausgefallen, die Sinnesleistungen als solche und die «Intelligenz» der Kranken aber intakt seien. Bay versucht nun in der vorliegenden Monographie die Unhaltbarkeit dieser klassischen Agnosieauffassung nachzuweisen. Er bestreitet den isolierten Ausfall eines gnostischen Faktors und zeigt meines Erachtens überzeugend, daß es sich in Wirklichkeit um (durch die Gehirnverletzung bewirkte) pathologisch veränderte (physiologische) Sinnesfunktionen, den sogenannten Funktionswandel handelt, die den Kranken nur höchst fragmentarische Einzelheiten der «Gegenstände» vermitteln und deshalb nicht als Ganzes erkannt und angesprochen werden können. Daß diese sinnesmäßigen Minusleistungen bislang übersehen wurden, hängt unter anderem mit der unzulänglichen üblichen Untersuchungsmethodik zum Beispiel der Gesichtsfeldeinschränkungen zusammen. Bay demonstriert dies nicht nur an 19 eigenen sorgfältig analysierten Patienten, sondern macht es auch an den — nicht sehr zahlreichen — Fällen der Literatur plausibel. Gewiß ist damit zum ganzen Problemkomplex noch nicht das letzte Wort gesprochen, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß der Verfasser eine außerordentlich gründliche und ungemein interessante Arbeit geleistet hat, die zugleich einen exemplarischen Beitrag zur erhellenden Destruktion eines herrschend gewordenen Dogmas innerhalb der Forschung realisiert. *H. Kunz*

Ernst Kretschmer: Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Zwanzigste, wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Springer-Verlag, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1951.

Kretschmers «Körperbau und Charakter» ist zweifellos seit langer Zeit das erfolgreichste psychiatrische Buch geworden. Woran das liegt, bleibe hier auf sich beruhen. Jedenfalls hat es zu einer großen Zahl von Untersuchungen angeregt, und man darf es ruhig zu den klassischen Werken der Psychiatrie zählen. Daß der Verfasser die 20. Auflage durch eine sorgfältige Berücksichtigung der einschlägigen Literatur auf den gegenwärtigen Stand der Forschung gebracht hat, wird ihm jedermann danken. *H. Kunz*

Gustav Hans Graber: Die Frauenseele. Das Ewig-Weibliche in Mädchen, Frau und Mutter. Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1951.

Aus einer fünfundzwanzigjährigen tiefenpsychologischen Praxis, in welcher der Verfasser «in Gründe und Abgründe des Trieb- und Seelenlebens von Hunderten von Frauen aus allen Ständen und von allen Altern hinabgesehen» habe, schildert er anschaulich eine Anzahl von Mädchen-, Frauen- und Müttertypen und ihre Schicksale, mit Vorliebe unter Heranziehung von entsprechenden Märchenfiguren. So entstehen Gestalten von vertrauter Lebendigkeit, während die mehr theoretischen Darlegungen über die «Wandlungen der Frau im Wandel der Zeit» und über die Entwicklung und die Störungen des weiblichen Liebeslebens blaß und schematisch bleiben. Die gesamten Ausführungen stehen unter einer bestimmten Leitidee (von der sie zwar glücklicherweise losgelöst werden können): unter Grabers sonderbarer These vom «Selbst», dergemäß dieses die «embryonale Seele» sei, als welche auch im Manne unverändert «das Ewig-Weibliche, das Tiefste und Höchste in seines Lebens Mitte» bleibe und die tief in uns schlummernde Erlösungssehnsucht (nach dem wunschlosen Dasein im Mutterleib) trage. Es könne «keinen Zweifel an der Richtigkeit und Zwinglichkeit einer Psychologie des Selbst als embryonaler Seele geben», meint der Verfasser. Sein Buch erweckt einen zwiespältigen Eindruck, man weiß nicht recht, für wen es geschrieben ist: zu dem enthusiastischen Appell an die Mütter, sich zum Heile der Menschheit durch eine tiefenpsychologische Behandlung umerziehen zu lassen, paßt das wehleidige Geltendmachen von wissenschaftlichen Prioritätsansprüchen schlecht. Auch sonst finden sich seltsame Stellen, etwa folgende: «Die großen Heiligen flohen das Weib, fanden in der Einsamkeit zu ihrem Selbst und kehrten, in ihm verankert, unanfechtbar und unberührbar in die Welt zurück. Mir schien — als junger Mann schon — die Flucht der Heiligen vor der Frau überlebt, meiner und unserer Zeit nicht mehr gemäß, nicht mehr würdig. Darin sollte sich in mir die *neue* Heiligkeit und Männlichkeit erweisen, daß ich die Frau *mit*erlösen wollte, *mit*ziehen auf dem Pfad der Pfade zur Überwindung aller Ichsüchte»; oder: «Die wahre Liebe des Mannes kann nur die höchste sein: die Frau zu lösen und zu erlösen. Nur dort ist echte Männlichkeit, wo der Freiheitsdrang im Blut ständig aufwallt, im Streben alles andere verdrängt und im Geiste stets oberstes Gesetz bleibt». Es ist wohl das Beste, dazu zu schweigen. *H. Kunz*

M. A. Bloch: Philosophie de l'éducation nouvelle. Presses universitaires de France. Paris 1948. 146 pages.

Le conflit des méthodes éducatives qui oppose depuis plusieurs années les pédagogues de la tendance novatrice aux partisans de la tradition est-il en voie de s'apaiser? Certains indices invitent à croire qu'en matière de pratique scolaire, les maîtres sont arrivés à une sorte d'entente. Sur le plan des principes théoriques, en revanche, la polémique se rallume périodiquement. Ce sont, en fait, des métaphysiques qui se heurtent. C'est ainsi que M. Dottrens dirige, au nom du libéralisme religieux, des attaques violentes et sommaires contre la pédagogie de tradition chrétienne[1], tandis que les marxistes s'en prennent, de leur côté, à l'école nouvelle, coupable, selon eux, de perpétuer une idéologie de classe et une conception abstraite de l'enfant[2].

M. Bloch prend parti, lui aussi, mais il le fait avec la modération d'un humaniste. Une vérité lui semble acquise définitivement: il appartient aux méthodes et aux programmes de graviter autour de l'enfant, non à l'enfant de tourner autour d'eux. La pédagogie moderne a opéré une véritable «révolution copernicienne», sur laquelle il n'y a pas à revenir.

L'idée directrice de cette éducation nouvelle, l'auteur l'emprunte à une déclaration de M. Ferrière: «Tout ce qui est apporté du dehors, sans répondre à un besoin, tout ce qui est apporté trop tôt ou trop tard ou hors du champ de la jeune intelligence naissante est un mal.» L'initiative appartient à l'enfant, le maître se bornant à réagir. Sitôt que l'adulte prend les devants, le contact est rompu. Il n'y a plus dialectique, il n'y a plus éducation, mais dressage. Toute vraie leçon est une réponse.

Nous ne pouvons, à regret, suivre M. Bloch dans les étapes de sa démonstration: critique de l'éducation traditionnelle, principes fondamentaux de l'éducation nouvelle, pédagogie morale et sociale, signification et limites de la confiance en l'enfant. L'auteur n'y énonce pas des nouveautés, certes, car la doctrine est bien connue, mais il opère une utile mise au point de la question et il hausse le débat sur un plan philosophique où l'on n'est guère accoutumé à le rencontrer. Qu'on nous permette de suivre, dans un sens plus personnel, certaines suggestions que cet ouvrage a suscitées en nous.

Il s'agit de savoir en définitive, comme l'a fort bien marqué l'un des pionniers de l'école active, Kerchensteiner, si l'enseignement a pour tâche de révéler à l'enfant certaines valeurs objectives, ou, au contraire, de le laisser élaborer par une impulsion de sa nature les valeurs subjectives dont il porte le germe. Notons d'emblée que, de ces deux conceptions, il serait absurde de considérer la première comme ancienne, la seconde comme moderne. L'antagonisme se retrouve à toutes les époques de l'histoire; et les plus grandes doctrines sont, à notre avis, celles qui ont su concilier les termes. Telle la pensée deux fois millénaire de Socrate, pour qui la dialectique accomplit une mission à la fois révélatrice et maïeutique: d'une part, elle *dévoile* un idéal transcendant de justice et de vérité;

---

[1] R. Dottrens. *Education chrétienne et éducation nouvelle.* Genève 1950.

[2] V. *Nouvelle critique.* Juillet - Août 1950. Cf. *Enseignement et système scolaire en U. R. S. S.* Paris 1949, p. 6 et 7.

d'autre part, elle proportionne cet idéal aux capacités du jeune homme, multiplie les étapes, les paliers, les précautions, allant jusqu'à définir l'idéal comme un fruit personnel *enfanté* par l'élève. Celui-ci crée véritablement ce qu'il découvre. Ainsi se trouvent conciliées les deux exigences de sincérité et d'objectivité.

Un souvenir nous revient en mémoire. Il y a deux ou trois ans, un jeune maître donna devant deux experts une leçon d'épreuve dans une école secondaire de Neuchâtel. Il avait pour tâche de présenter à son auditoire une grande figure du passé, précisément ce Socrate dont nous venons de parler. La leçon fut-elle bonne ou mauvaise, peu importe ici. Ce qui mérite attention, c'est la réaction des deux juges. Pour l'un d'eux, Socrate représentait une valeur positive et le maître avait pour devoir de la dévoiler: «Vous étiez libre d'adopter la méthode qui vous convenait le mieux, dit-il au candidat. L'essentiel, c'était que, grâce à vous, la classe parvînt à la révélation de cette grandeur nouvelle incarnée en Socrate.»

Pour l'autre expert, Socrate figurait une valeur possible, qu'il appartenait aux jeunes gens de créer ou de détruire en vertu d'un jugement personnel et sincère. «A votre place, dit-il au candidat, j'aurais fait une rapide présentation de Socrate et j'aurais laissé une discussion s'instituer librement. Si le philosophe avait été condamné à boire la ciguë une seconde fois, je n'y aurais pas vu d'inconvénient.»

On saisit l'opposition sur le vif. Mais ce qu'il faut ajouter, c'est que les deux experts tombèrent aussitôt d'accord dès qu'il fut question d'apprécier par une note la leçon donnée. Ce qui prouve, encore une fois, qu'à l'origine de l'opposition doctrinale, il n'y a pas une divergence de techniques, mais de métaphysiques. Et que la meilleure manière de réconcilier les théories antagonistes, c'est de les obliger à se réaliser concrètement. Aussitôt l'insuffisance de chacune d'elle saute aux yeux. S'agissant de présenter Socrate à des élèves, la première méthode risque de manquer l'élève pour avoir visé Socrate; la seconde de manquer Socrate pour avoir visé l'élève. Aucune révolution copernicienne ne nous fera sortir de là: pour enseigner une chose à un enfant, il faut atteindre à la fois la chose et l'enfant. Si Virgile, Racine, Gœthe sont, pour tant d'élèves, synonyme d'ennui, comme l'étaient jadis Mozart et Schumann pour les petites pensionnaires, c'est que l'école traditionnelle n'a pas su provoquer cette indispensable question dont Virgile, Racine et Gœthe eussent été la réponse attendue. Mais encore faut-il que la question soit dignement posée. Ne risque-t-on pas de dévaloriser Virgile en le réduisant à la condition de réponse? Je me souviens d'un chef éclaireur qui présentait Jésus-Christ à ses garçons en leur disant: «C'était un chic type.» Il répondait sans doute à la question que se pose naturellement tout jeune sportif en présence d'un inconnu. Mais quel ravalement du Christ! Si le Christ n'est qu'un chic type parmi tant d'autres, vaut-il encore la peine de parler de lui?

Le premier de nos deux experts proposait peut-être un Socrate inaccessible, en proposant le vrai Socrate à des enfants. Mais le second expert, en recommandant un Socrate-réponse, en livrant Socrate en pâture à des gamins mal renseignés, en approuvant même sa condamnation par eux, commettait-il un assassinat moins grave? A quoi bon ressusciter Socrate, si c'est pour le tuer à nouveau? A quoi sert une réponse, si elle est inauthentique? Socrate doit vivre. Et

je vois, pour ma part, un égal inconvénient à le savoir tué par les élèves ou par le maître, par le mépris ou par l'ennui.

Evitons donc d'apporter des solutions d'adultes aux problèmes posés par l'enfant. Mais craignons autant de perpétuer l'infantilisme en laissant l'enfant maître de la question et de la réponse. Bon gré, mal gré, l'éducation doit prendre les devants. C'est là son plus beau risque. Respecter la culture pour la culture, sans souci de l'enfant, c'est offenser la culture elle-même dans sa plus touchante et délicate espérance. Mais respecter l'enfant pour l'enfant, sans souci de la culture, c'est offenser l'enfant dans sa ferveur spirituelle, dans son attachement à ce qui le dépasse. En dépit d'une gracieuse et célèbre image, Emile est plus qu'un «jeune chevreuil», créateur spontané de bonds et de valeurs. Il est un espoir d'homme. Et la culture a des droits sur lui. *René Schaerer*

Bijdragen uitgegeven door de philosophische en theologische Fakulteiten der Noord- en Zuid-Nederlandse Jezuïeten. J. J. Romen en Zn, Roermond-Maaseik. Années 10, 11 et 12 (1949, 50, 51). (Chaque année comprend trois numéros.)

Cette revue est, comme son nom l'indique, l'organe des Facultés philosophiques et théologiques des Pères Jésuites néerlandais et flamands. Elle publie des contributions philosophiques et théologiques. Nous relevons ici les articles de caractère philosophique.

Année 10 (1949):

N° 1: H. Ruygers, *Naar een wijsgerige Sexuologie* (Vers une sexologie philosophique). L'auteur rejette l'interprétation aristotélicienne expliquant la différence des sexes selon le couple actif-passif, et souligne la nécessité d'une sexologie philosophique nouvelle.

N° 2: J. De Munter, *Aristotelisme en Platonisme.* C'est une étude sur le platonisme d'Aristote, se basant sur les œuvres de L. Robin et de A. et S. Mansion. E. J. E. Huffer, *La théorie physique correspond-elle à la réalité des choses?* Texte français intégral de la communication faite au Congrès international de philosophie à Amsterdam. L'auteur donne à la question posée une réponse affirmative nuancée.

N° 3: P. Hoenen, *Het Principium tertii exclusi in de Branding* (La controverse autour du principe du tiers exclu). Contre le Prof. Brouwer, l'auteur maintient la validité du principe en question. — S. Trooster, *Existentie contra Essentie?* Sur la base du livre d'E. Gilson, *L'être et l'essence*, l'auteur fait une mise au point et défend le caractère fondamentalement existentiel de la philosophie de saint Thomas. — A. Van Kol, *Vrijheid in Twijfel* (Liberté dans le doute). Réflexions de moraliste qui intéresseront également l'éthicien.

Année 11 (1950):

N° 1: L. Van der Kerken, *Le devenir interne du moment esthétique.* Texte français d'une communication au Xe Congrès international de philosophie à Amster-

dam. Etude remarquable sur la structure de l'expérience esthétique. — W. Couturier, *Een nieuwe wijsgerige Psychologie* (Une nouvelle psychologie philosophique). Etude critique sur la *Psychologie réflexive* de A. Marc.

N° 2: W. Couturier, *Het menselijk Lichaam in het thomistisch Denken* (Le corps humain dans la pensée thomiste). Une mise en valeur des doctrines thomistes sur le corps comme extériorité de l'esprit humain. — A. Borret, *De Sociologie als zelfstandige Wetenschap* (La sociologie comme science indépendante). L'auteur définit le statut de la sociologie comme science et la distingue des autres disciplines s'occupant du fait social. — A. Van Kol, *Neurose en rationele Psychologie* (Neurose et psychologie rationnelle). Etude critique du livre de A. A. A. Terruwe, *De Neurose in het Licht der rationele Psychologie* (La neurose à la lumière de la psychologie rationnelle).

N° 3: L. Van der Kerken, *De Moraalphilosophie van Vladimir Jankélévitch.* Etude critique sur le «*Traité des vertus*» de V. Jankélévitch. — J. De Munter, *Het Hindoeisme en de indische religieuze Wijsbegeerte* (L'hindouisme et la philosophie religieuse hindoue). Etude critique sur le livre de J. Gonda, *Inleiding tot het indische Denken* (Introduction à la pensée hindoue).

Année 12 (1951):

N° 1: E. Huffer, *Een Wijsbegeerte der Wiskunde* (Une philosophie des mathématiques). Etude critique sur le livre du même titre publié par E. W. Beth.

N° 2: E. Vandenbussche, *Intentionele Existentie. Prolegomena tot de Anthropologie* (Existence intentionnelle. Prolégomènes à une anthropologie philosophique). L'auteur voit dans la présence de l'être à l'esprit la donnée la plus fondamentale de toute anthropologie et montre la présence de cette notion dans la philosophie de saint Thomas. — Th. Fornoville, *De Verhouding tussen Philosophie en christelijke Mystiek* (La relation entre la philosophie et la mystique chrétienne). L'expérience mystique, interprétée dans la perspective d'une métaphysique, peut être d'une grande utilité pour le philosophe. — H. Van Zunderen et A. Van Kol, *Vrijheid in Twijfel* (Liberté dans le doute). Discussion ultérieure se rattachant à l'étude critique du vol. 10, N° 3.

N° 3: A. J. Boekraad, *Newman's Godsbewijs uit het Geweten* (La preuve de l'existence de Dieu par la conscience chez Newman). Un exposé de l'argument à l'aide de textes inédits. — M. De Tollenaere, *Het Ontstaan van de Tijdsstructuur volgens Aristoteles en S. Thomas* (La genèse de la structure temporelle selon Aristote et saint Thomas). L'auteur étudie critiquement les positions d'Aristote et de saint Thomas dans le problème du temps et est amené à redresser des interprétations erronées de leur pensée. *N. Luyten*

Algemeen Nederlands Tijdschrift voor Wijsbegeerte en Psychologie, année 43 (1951) N° 4. Van Gorcum en C° N. V., Assen.

J. L. Snethlage, *Gezindheidsethiek en Situationisme* (Ethique de la conviction et situationisme). Une interprétation de l'éthique comme science de structures idéelles. — A. J. Westerman-Holstijn, *Gelijkheid en Ongelijkheid bij de Mens*

beschouwd van ontwikkelings-psychologisch Standpunt II (Ressemblance et dissemblance chez l'homme du point de vue de l'évolution psychologique). L'auteur met en lumière les divergences individuelles par rapport aux manifestations, la sublimation et le refoulement des tendances psychiques primitives (au sens freudien). — En outre la revue contient deux études critiques de R. F. Beerling, l'une sur le livre de Jaspers, *Von der Wahrheit*, l'autre sur le livre de E. Mayer, *Dialektik des Nichtwissens*. — En annexe à la revue paraissent les Annalen van het Genootschap voor wetenschappelijke Philosophie (Annales de la société de philosophie scientifique) qui contiennent, dans le numéro présent, un article de H. Meyer, *Het Waarschijnlijkheidsoordeel* (Le jugement de probabilité).

N. Luyten

Tijdschrift voor Philosophie. N. V. Vereniging voor wijsgerige Uitgaven, Leuven.

12e année (1950), N° 4: J. Gonda, *Brahman, Indische traditie en westerse Methode* (Brahman, tradition hindoue et méthode occidentale). Etude sur le sens exact de la notion de brahman. — J. Linschoten, *Logische en phenomenologische Analyse der Bewegingsverschijnselen* (Analyse logique et phénoménologique des phénomènes de mouvement). Contre la notion rationnalisée du mouvement, l'auteur tente de donner une description phénoménologique plus près de la réalité. — A. Forest, *La conversion rationaliste*. L'esprit prenant possession de soi-même est amené à se dépasser dans la possession du réel.

13e année (1951), N° 1: A. Dondeyne, *Beschouwingen bij het atheistisch Existentialisme* (Réflexions sur l'existentialisme athée). Malgré son opposition à une notion trop rationaliste de Dieu, l'existentialisme prépare la voie vers une affirmation du vrai Dieu. — L. Lavelle, *La voie étroite*. La découverte de l'être dans l'intimité de notre être propre est la voie étroite mais royale de toute métaphysique. — F. J. von Rintelen, *Der metaphysische Grund des Wertes*. Etude montrant le fondement ontologique des valeurs.

N° 2: J. A. J. Peters, *Over de Oorsprong van het Woord* (Sur l'origine de la parole). Réflexions sur une métaphysique du langage. — C. A. Van Peursen, *De Philosophie van Martin Heidegger als Wending tot het Zijn* (La philosophie de M. Heidegger comme retour à l'être). — E. Minkowski, *La médiocrité*. — P. Paniker, *La novedad que en el concepto de Naturaleza introduce el Cristianismo*. (Comment la notion de nature a changé de sens dans le contexte chrétien). — En outre, les numéros contiennent des études critiques (J. H. Walgrave, sur le livre de A. Farrer, *Finite and Infinite*); des éditions de texte (C. Van Steenkiste, *Procli elementatio theologica translata a Guilelmo de Moerbeke*); des aperçus sur la littérature philosophique dans les domaines de la sociologie, de la philosophie arabe et juive, de la logique et de la philosophie des mathématiques; une chronique de la vie philosophique; des comptes rendus de congrès et, last not least, une bibliographie extrêmement riche. C'est assez dire la valeur de cette publication.

N. Luyten

Revue philosophique de Louvain, tome 48, *N*^{OS} 19, 20, tome 49, N^{OS} 21, 22, 4 fascicules, 25×16,5 de 291 p. et 292 p. Editions de l'Institut supérieur de philosophie de Louvain. Louvain 1950—1951.

La revue encourage l'étude historique et le commentaire des œuvres du docteur angélique, de ses maîtres et de ses disciples, provoque une comparaison féconde entre le thomisme et les philosophies nouvelles, tout en suscitant des recherches originales de morale, de logique et de méthodologie.

Philosophie médiévale: H. Holstein: L'origine aristotélicienne de la «*tertia via*» (N° 19). La preuve de Dieu par la cause des possibles (soumis à la génération et à la corruption) n'est ni d'Avicenne, ni de Maïmonide, mais d'Aristote; en niant l'éternité du monde et celle du mouvement, saint Thomas transpose la preuve du plan temporel au plan métaphysique. G. Verbecke: G. de Moerbecke, traducteur de Jean Philopon (N° 22). M. n'a pas seulement traduit le troisième livre du commentaire de Ph. sur le *De Anima*, mais un fragment du premier livre. Edition critique de ce fragment. F. Van Steenberghen: L'interprétation de la pensée médiévale au cours du siècle écoulé (N° 21). Thèses de l'école rationaliste (Picavet, Prantl, Rougier, Bréhier, etc.) et de l'école catholique (Ehrle, Mandonnet, De Wulf, Grabmann, Gilson, etc.).

Rapports entre le thomisme et les philosophies contemporaines: B. Pruche: Le thomisme peut-il se présenter comme philosophie existentielle? (N° 19). Philosophie du «consentement à l'Etre», le thomisme se distingue des existentialismes en ce qu'il explicite «l'existant-en train-d'exister» et non pas «l'acte-d'exister» ou «l'acte-d'existant». A. Dondeyne: Les problèmes philosophiques soulevés dans l'Encyclique «Humani Generis» (N°s 21, 22, à suivre). Critique de l'idéalisme et du positivisme issus de Descartes, à la lumière de la description de l'existence comme historicité et de l'intégration de l'irrationnel dans une «raison élargie». Les existentialistes refusant les idées claires, le sentiment et la foi pour fonder le savoir, ne déprécient-ils pas le concept et le discours? A. De Waelhens: La Phénoménologie du corps (N° 19). L'A. critique à la suite de Sartre, de Merleau-Ponty, de Marcel, les théories classiques de la sensation et de la perception, puis décrit l'existence incarnée comme facticité et dépassement, sans se prononcer sur l'apport du thomisme dans une telle conception.

Morale: A. Mansion: L'existence d'une fin dernière de l'homme et la morale (N° 20). Ni Platon, ni Aristote n'explicitent cette fin, la béatitude; l'étude de la nature humaine implique celle de la volonté de Dieu — qui inscrit cette fin dans le cœur humain — pour en connaître les modalités de réalisation. M. Van Vyve: La mort volontaire (N° 21). Les théologiens affirment le caractère illicite du suicide comme violation des devoirs envers la société, envers Dieu et soi-même; mais ces arguments ne sont pas contraignants.

Méthodologie: R. Verneaux: La notion de problème (N° 21). A partir de l'aporie (Aristote), de la question (Heidegger, Sartre), du mystère (Marcel), l'A. montre, à l'aide de la problématique cartésienne, que le problème, comme aporie résoluble par une méthode logique, appartient à la métaphysique comme aux sciences. P. H. Van Laer: Causalité, déterminisme, prévisibilité et science moderne (N° 20). Le principe de causalité est philosophique, ceux de déterminisme et de prévisibilité sont scientifiques. J. Zaraguëta: La fonction estimative dans l'induction empirique (N° 22). Cette fonction inhérente aux sciences qui usent de la statistique et des probabilités recommande la prudence dans l'interprétation des résultats.

Logique: R. Feys: Les systèmes formalisés des modalités aristotéliciennes (N° 19). Quelques procédés techniques pour le calcul des modalités (nécessaire et possible). A. Church: Special Cases of the Decision Problem (N° 22). La légitimité de la démonstration dans un calcul. *G.-Ph. Widmer*

Eranos-Jahrbuch. Band 15 (1947), 16 (1948), 17 (1949), 19 (1950). Herausgegeben von *O. Fröbe-Kapteyn.* Rhein-Verlag, Zürich 1948—1951.

Wie schon in einer früheren Anzeige müssen wir uns auch im Hinblick auf die vier weiteren jetzt vorliegenden Bände dieser Jahrbuchreihe damit zufrieden geben, die jeweiligen Themata und die daran beteiligten Autoren aufzuzählen. Bei aller Verschiedenheit der Betrachtungsweisen bleibt es eine bewunderungswürdige Leistung der Herausgeberin, immer wieder eine imponierende Einheit und Geschlossenheit unter den Rednern zu stiften, die man anderswo kaum mehr finden dürfte. Band 15: Der Mensch (erste Folge). A. Portmann: Das Ursprungsproblem; K. Kerényi: Urmensch und Mysterium; F. Dessauer: Mensch und Kosmos; K. L. Schmidt: Homo imago Dei im Alten und Neuen Testament; H. Rahner: Das Menschenbild des Origines; G. Quispel: La conception de l'homme dans la gnose Valentinienne; L. Massignon: L'Homme Parfait en Islam, et son originalité eschatologique; V. White: Anthropologia rationalis (The Aristotelian-Thomist Conception of Man); L. Baeck: Individuum ineffabile; Band 16: Der Mensch (zweite Folge). H. Rahner: Der spielende Mensch; G. Quispel: L'homme gnostique (La Doctrine de Basilide); G. van der Leeuw: L'homme et la civilisation; K. Kerényi: Mensch und Maske; J. Layard: The making of man in Malekula; C. G. Jung: Über das Selbst; E. Neumann: Der mystische Mensch; H. Weyl: Wissenschaft als symbolische Konstruktion des Menschen; M. Fierz: Zur physikalischen Erkenntnis; A. Portmann: Der naturforschende Mensch. Band 17: Der Mensch und die mythische Welt. G. van der Leeuw: Urzeit und Endzeit; K. Kerényi: Die Orphische Kosmogonie und der Ursprung der Orphik; E. O. James: Myth and Ritual; H. Corbin: Le récit d'initiation et l'hermetisme en Iran; E. Neumann: Die mythische Welt und der Einzelne; L. Beirnaert: La dimension mythique dans le sacramentalisme chrétien; G. G. Scholem: Kabbalah und Mythus; J. Baum: Darstellungen aus der germanischen Götter- und Helden-

sage in der nordischen Kunst; P. Radin: The Basic Myth of the North American Indians; A. E. Jensen: Die mythische Weltbetrachtung der alten Pflanzer-Völker; A. Portmann: Mythisches in der Naturforschung. Band 19: Mensch und Ritus. K. Kerényi: Dramatische Gottesgegenwart in der griechischen Religion; L. Beirnaert: La Symbolisme Ascensionnel dans la Liturgie et la Mystique Chrétiennes; E. Neumann: Zur psychologischen Bedeutung des Ritus; G. G. Scholem: Tradition und Neuschöpfung im Ritus der Kabbalisten: H. Corbin: Rituel Sabéen et Exégèse Ismaélienne du Rituel; M. Eliade: Psychologie et Histoire des Religions; P. Radin: The Esoteric Rituals of the North American Indians; L. Massignon: Le rite vivant; A. Portmann: Riten der Tiere; R. Pettazzoni: Der babylonische Ritus des Akitu und das Gedicht der Weltschöpfung; F. J. J. Buytendijk: Zur Phänomenologie der Begegnung. *H. Kunz*